

# Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

4/2011



**Sinnbild – Nutztier – Schauobjekt**  
**Tiere in historischer Perspektive**

AU ISSN 004-1618

Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS) in Kooperation mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Chefredaktion: Eduard Fuchs/Andrea Schnöller/Hannes Stekl (Wien)

Fachdidaktik: Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung, FB Geschichte/ Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg (christoph.kuehberger@sbg.ac.at)

Preise Jahresabonnement € 16,- (Studenten € 12,-), Einzelheft € 5,-, Sondernummer € 7,- zuzügl. Porto.  
Bankverbindungen: Raiffeisenbank Weitra Kto. Nr. 24570, Bankleitzahl 32936;



Herausgeber (Bestelladresse):

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413

Aboverwaltung: +43-1-4277/41330 (Oppel, Weitra)

E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at

<http://vgs/univie.ac.at>

Trotz intensiver Bemühungen konnten nicht alle Inhaber von Text- und Bildrechten ausfindig gemacht werden. Für entsprechende Hinweise ist der Verein für Geschichte und Sozialkunde dankbar. Sollten Urheberrechte verletzt worden sein, werden wir diese nach Anmeldung berechtigter Ansprüche abgelden.

#### **Titelbild:**

Die Szene, in der Jäger den vor der Christenverfolgung geflüchteten Hl. Blasius in seiner Einsiedlerhöhle finden, stammt aus einem Blasiuszyklus aus der Zeit um 1485. Dieser wird heute in St. Blasius in Kaufbeuren (Schwaben) aufbewahrt. Unter den Tieren des Waldes findet sich auch ein verwundetes Einhorn. Es galt als Symbol Christi und seines Opfertodes und weist somit auch auf das Martyrium des Hl. Blasius hin, das er aufgrund des Festhaltens an seinem Glauben erlitt.

Foto: Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems.

**Heftredaktion:** Elisabeth Vavra/Eduard Fuchs

**Layout/Satz:** Rainer Oppel

#### **AutorInnen:**

*Thomas Hellmuth*, Ass.-Prof. Dr., Abteilung für Didaktik der Geschichte und politischen Bildung am Fachbereich Geschichte, Universität Salzburg.

*Gerhard Jaritz*, Dr. phil., Historiker, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems.

*Ingrid Matschinegg*, Dr. phil., Historikerin, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems.

*Isabella Nicka*, Mag. phil., Kunsthistorikerin, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems.

*Elisabeth Vavra*, Dr. phil., Institutsdirektorin, Kunsthistorikerin, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems.

*Christina Wessely*, Dr., Institut für Kultur und Ästhetik digitaler Medien an der Leuphana Universität Lüneburg.

---

Die wissenschaftliche Redaktion der „Historischen Sozialkunde“ wird auch im Jahr 2011 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.

Stadt  Wien 

Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, Plus.Zeitung 06Z036815P

# Inhaltsverzeichnis

- 2** Einleitung
- Ingrid Matschinegg*
- 4** Tierkunde im Mittelalter  
Tiere im Interessensfeld zwischen christlicher Heilslehre und profaner Wissenschaft  
Denn der Herr schuf verschiedene Geschöpfe mit verschiedenen Eigenschaften, nicht nur dem Menschen zur Nahrung, sondern auch zur Belehrung – Zwischen Metaphorik und Naturbeobachtung – Plagiate und Neukreationen – Nichtfiktionale Tierbeschreibungen als erfolgreiche Buchprojekte
- Isabella Nicka*
- 11** Von Tieren und Menschen  
Ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht im Lichte visueller Medien im Spätmittelalter  
Tiere als Exempel – Wie die Schweine
- Gerhard Jaritz*
- 18** Affen und ihre Rolle in der mittelalterlichen Gesellschaft
- Elisabeth Vavra*
- 22** Von fleischlichen Genüssen  
Tiere als Nahrungslieferanten  
Fleisch in der Schüssel, aber in welcher? – Woher kommt das Fleisch? – Warum Fleisch? – Welches Tier kommt auf den Teller? – Alles wird verwertet
- Christina Wessely*
- 30** Menagerie, Zoologischer Garten, Tierpark  
Tierschaustellungen im deutschsprachigen Raum vom Barock bis ins 20. Jahrhundert  
Der ‚Zoo-Boom‘ des 19. Jahrhunderts – Wissenschaft und unterhaltsame Belehrung – Ein Blick zurück: Menagerien des 18. Jahrhunderts – Fürstliche Prachtentfaltung... – ...und das bürgerliche Gegenprogramm Zoologischer Garten – Moralische Tiere – „Streng wissenschaftliche Anstalt“ oder Vergnügungsetablisement? – Gärten für Menschen und Tiere – Ausblick
- Fachdidaktik**
- Thomas Hellmuth*
- 37** Funktion und Wandel von „Tierbildern“  
Didaktische Variationen zu einem ungewöhnlichen Thema

## Zu diesem Heft

Jede Kultur entwickelte eine unterschiedliche Einstellung zum Tier. In den Jäger- und Sammlergesellschaften bis zum Ende der letzten Eiszeit vor etwa 12.000 Jahren stellten wildlebende Tiere und wildvorkommende Pflanzen Nahrung und Rohstoff dar. Diese Form der Subsistenzwirtschaft ermöglichte ein Überleben, solange die Bevölkerungszahl klein blieb. Das Ende der Eiszeit führte zu einer sozio-ökonomischen Umwälzung: Pflanzen und Tiere wurden domestiziert, um die Versorgung der rasch anwachsenden Bevölkerungszahl zu ermöglichen. In den prähistorischen Siedlungen des Nahen Ostens tauchten vor etwa 12.000 Jahre domestizierte Wölfe, die Vorfahren unserer Hunde auf, dicht gefolgt von domestizierten Schafen und Ziegen. Ab ungefähr 9.000 v. Chr. erfolgte in Teilen Asiens die Züchtung von Hausrindern und -schweinen. Pferde, Esel, Kamele, Wasserbüffel und Geflügel folgten. Etwa 3.000 bis 4.000 Jahre alt sind die Belegstücke für domestizierte Katzen in Ägypten. Um 2.000 v. Chr. findet sich dann bereits das Spektrum aller bis heute wichtigen Kulturpflanzen und Haustiere. Mit der Verschiebung von der Jagd zur Landwirtschaft änderte sich das Verhältnis Mensch – Tier grundlegend. Das domestizierte Tier war nun völlig vom Menschen abhängig; als Haustier ist es dem Willen des Menschen unterworfen. Gleichzeitig wurden bestimmte Tiere in bestimmten Regionen humanisiert. Tiere wurden nun in privilegierte und ausgebeutete eingeteilt: die einen werden gefüttert und verhätschelt, die anderen verarbeitet.

„Tierisches Interesse“ im Mittelalter – mit dem sich u.a. Ingrid Matschinegg und Gerhard Jaritz in diesem Themenheft auseinandersetzen – belegen zahlreiche enzyklopädische Werke, die sich dem Thema Fauna widmen. Eine Schrift des Frühchristentums prägte diese Beschäftigung entscheidend: Der *Physiologus*. Das darin versammelte Wissen über phantastische, heimische wie fremde,

bekannte wie unbekannte Tiere bezog sich aber nur teilweise auf die tatsächlichen Eigenschaften dieser Tiere. Wichtigere Bezugspunkte der Tierkompendien des Mittelalters sind die Bibel und die Auslegung der Natur als Offenbarung Gottes. Die mittelalterlichen Bestiarien dienten der Belehrung, der Vermittlung moralischer Werte. Den einzelnen Tieren wurden dabei positive und/oder negative Eigenschaften zugeschrieben, die als Richtlinien für ein gutes Leben der Menschen dienen sollten. Techniken dieser Tierausslegungen waren unter anderem auch Etymologien, die Untersuchung des ‚wahren‘ Sinnes eines Wortes. Erst um 1200 sollte mit der verstärkten Aufnahme von antikem zoologischem Wissen auch die empirische Naturbeobachtung verstärkt in Texte einfließen. Der Paradigmenwechsel hin zur modernen Zoologie erfolgte aber erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

In Bildquellen des Mittelalters lassen sich, wie auch Isabella Nicka in ihrem Beitrag zu zeigen versucht, die unterschiedlichen Beziehungen zwischen Mensch und Tier ablesen. Diese kann man in Bebilderungen der Tierausslegungen fassen, wie etwa in den *Concordantiae caritatis*, die im Kern eine bebilderte Predigtensammlung darstellt. Die Darstellungen sind in ein visuelles Analogiesystem eingebunden, das dem Leser diese veranschlagten Zusammenhänge deutlich vor Augen führt. Bewertungen bzw. Charakterisierungen der Tiere variieren in bildlichen Quellen je nach Bezugspunkt und ausschließlich negativ oder positiv konnotierte Tiere sind damit eine Seltenheit. So ist das Schwein beispielsweise oft in seiner Rolle als wichtiger Nahrungslieferant abgebildet. Die Eigenschaften, die es dazu machen – die gute Futterverwertung und die große Fruchtbarkeit – führten aber auch zu Bildern von Schweinen, die es in didaktischen Zusammenhängen als sündhaftes Wesen darstellen. Nicht zuletzt wurden Tierbilder auch zu Markern für gesellschaftliche Gruppen eingesetzt.

Die exotischen Affen weckten – nachdem sie in der Alltagswelt des Mittelalters frei lebend nur im südlichsten Spanien vorkamen – die Neugier mittelalterlicher Menschen. Lange Zeit nur an den erlesensten Höfen anzutreffen, waren sie neben anderen Tieren aus fernen Ländern Symbole für Macht und Reichtum ihrer Besitzer. Die dennoch negative Konnotation rührt nicht zuletzt von Enzyklopädien her, die das Tier in die Nähe

des Teufels und der Sündhaftigkeit rückten. Wenngleich nur selten im alltäglichen Leben anzutreffen, waren auch die Affen als Sinnbilder für richtige Lebensführung Teil des visuellen Repertoires spätmittelalterlicher Didaxe.

Tiere fanden sich aber – Elisabeth Vavras Beitrag widmet sich diesem Thema – auch in zubereiteter Form auf den mittelalterlichen Tellern. Ausschweifende Feierlichkeiten der Eliten, wie Adelhochzeiten oder der Besuch gekrönter Häupter, waren mit dem Verzehr exorbitanter Mengen an Fleisch verbunden. Bei der bäuerlichen Bevölkerung war der Fleischgenuss den Festtagen vorbehalten. Viehhaltung und Viehzucht waren existenzieller Bestandteil vormoderner Agrargesellschaften. Gewohnheiten in der Haltung durchbrachen das Aufkommen neuer Futterpflanzen. Tiere und Tierherden wurden im Nahraum der Dörfer und Städte gehalten. Gewerbetreibende, bei denen für die Fütterung geeignete Abfälle anfielen, brachten Tiere aber auch in nahegelegenen Ställen unter. Fleisch als wichtiger Eiweiß- und Energielieferant fand auch Eingang in mittelalterliche Gesundheitslehren, wie jene der Hildegard von Bingen. Ungewöhnlich erscheint der Verzehr für heutige Begriffe ausgefallener Tiere. So überraschen so manchen heutigen Leser die sechs Zubereitungsvarianten von Murmeltier in einem Kochbuch des 16. Jahrhunderts.

Obwohl Sammlungen lebender, „wilder“ oder „exotischer“ Tiere eine Jahrtausende lange Geschichte besitzen, sind sie erst seit kurzer Zeit als Gegenstände historiographischer Forschungen entdeckt worden. Wirft man lediglich einen Blick auf die Zeit vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert zeigt sich, dass fürstliche Menagerien, Zoologische Gärten und Tierparks weder ausschließlich Räume der Wissenschaft noch Unterhaltungsorte waren, sondern ein äußerst heterogenes Publikum angezogen haben, das mit je unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen diese Orte besucht hat. Der Überblick von Christina Wessely über die Geschichte von Tierschaustellungen im deutschsprachigen Raum seit der Mitte des 18. Jahrhunderts versucht zu zeigen, dass der Übergang von der barocken Menagerie zum Zoologischen Garten und dem modernen Tierpark keine bruchlose Entwicklung darstellt. Vielmehr unterscheiden sich diese hinsichtlich ihres Anspruchs, ihrer Funktion und ihrer (archi-

tektonischen) Gestaltung erheblich und verweisen auf ein je verschiedenes Verständnis von Natur sowie des Verhältnisses von Mensch und Tier, das dort inszeniert wurde.

Im abschließenden Fachdidaktikbeitrag versucht Thomas Hellmuth den gesellschaftlichen Kontext von „Tierbildern“ zu thematisieren. Zentral ist dabei die Frage, wie sich das Verhältnis des Menschen gegenüber Tieren wandelt. Damit im Zusammenhang werden Tiere als Symbole und als Mittel zur „Zurichtung“ von Menschen betrachtet, d.h. zur bürgerlichen Sozialisation sowie zu bestimmten Zeiten auch zur rassistischen Indoktrination. Skizziert werden weniger zielorientierte als vielmehr prozessorientierte Sichtweisen, weshalb nicht unbedingt abprüfbares Wissen, sondern die – zum Teil individuelle – Interpretation von Texten und Bildern als Ergebnis angestrebt wird. Im Mittelpunkt der didaktischen Annäherung stehen dabei Konzeptuelles Lernen, Gegenwarts- und Zukunftsbezug, Handlungsorientiertes und Exemplarisches Lernen sowie die Förderung von historischer und politischer (De-)Konstruktions- und Urteilskompetenz bei den Jugendlichen.

*Elisabeth Vavra/Eduard Fuchs*

## Tierkunde im Mittelalter

### Tiere im Interessensfeld zwischen christlicher Heilslehre und profaner Wissenschaft

Was wir über Tiere wissen, beruht auf eigenen Erfahrungen und Beobachtungen von Tieren in freier Natur oder im Zoo, ist aber auch medial vermittelt. Beliebte Wissenssendungen mit großer Reichweite wie „Universum“ liefern uns die Welt der Tiere direkt ins Wohnzimmer.

Über Tiere zu berichten, ist nicht erst seit der Verbreitung von Fernsehen und Internet populär. Tierwissen war und ist immer auch Buchwissen. Bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte die umfangreiche Tierenzyklopädie *Brehms Tierleben* mit Rekordauflagen eine große Leserschaft erreicht. Dass man mit Tierbeschreibungen ein Massenpublikum ansprechen konnte, lag neben dem umfassenden zoologischen Fachwissen sicher auch an den literarischen Fähigkeiten von Alfred Edmund Brehm, der Tiere als Wesen mit eigenständigem Charakter porträtierte, gestützt auf Beobachtungen aus den langjährigen Forschungsreisen wie auch den zu seiner Zeit zugänglichen Reiseberichten.

Die bei Brehm so erfolgreich umgesetzte Vermittlung von Tierwissen in Form von Einzelbeschreibungen folgt einem lange bewährten Muster. Es ist schon in den frühesten Tierbüchern zu finden wie zum Beispiel in dem als *Physiologus* bekannt gewordenen griechischen Werk aus dem Ende des 3., Anfang des 4. Jahrhunderts, dessen Ursprung im Raum von Alexandria angenommen wird. *Physiologus* heißt übersetzt „der Naturkundige“, dessen Überlegungen zu – je nach Überlieferung – bis zu 50 realen und erdachten Tieren einschließlich einiger weniger

Pflanzen und Steine in einem kleinen Büchlein versammelt sind.

Der *Corpus* der Tiergeschichten folgt dabei keinem erkennbaren System, sondern reiht reale und phantastische, heimische und fremde, bekannte und unbekanntes Wesen aneinander. Diese rätselhafte Reihenfolge ist jedoch nur scheinbar beliebig, sie basiert auf biblischen Aussagen und hält sich konstant bis zu den Bestiarien des Hochmittelalters. An erster Stelle steht immer der Löwe: *Zum Anfang werden wir sprechen vom Löwen, dem König der Tiere.* Wie am folgenden Beispiel *Vom Fuchs*, der Nummer 15 im ältesten überlieferten griechischen *Physiologus*, erkennbar ist, geht es nicht um zoologisches Wissen:

*Die Füchse haben Gruben, und die Vögel des Himmels haben Nester, spricht zum Schriftgelehrten der Herr. Und im Hohenlied sagt Salomo: Fanget uns kleine Füchse, denn sie verderben die Weingärten. Und David im Psalter: Sie werden den Füchsen anheim fallen.*

*Der Physiologus spricht über den Fuchs, dass er ein listig Wesen sei ganz und gar. So die Fähe (=Füchsin) hungert und findet keine Beute, da versucht sie es mit durchtriebenen Schlichen: sucht sich einen Platz, wo es Saubohnen gibt oder Spreu, legt sich hin und verdreht die Augen und verhält den Atem, als ob sie gänzlich am Verröcheln wäre, so daß sie wie tot aussieht. Da meinen die Vögel, daß die im Sterben wäre und lassen sich bei ihr nieder um sie aufzufressen. Aber sie springt auf und fasst sie und verzehrt sie.*

*So ist auch der Teufel arglistig ganz und gar samt seinen Werken.*

*So einer will teilhaben an seinem Fleisch, dann stirbt er; des Teufels Fleisch aber ist Unzucht, Habgier, Hurerei, Wollust und Totschlag. Woher denn auch Herodes dem Fuchse verglichen wird: Saget nämlich, spricht der Herr, diesem Fuchs.*

*Wohlgeredet hat also der Physiologus über den Fuchs, indem er seine Arglist und Heimtücke beschreibt.* (*Physiologus*, S. 26f.)

Mit derart negativen Zuschreibungen versehen, hatte es der Fuchs offenbar nie ganz leicht, denn die im *Physiologus* gelegte Basis hatte langfristig große Wirkungskraft auf Darstellungen, Bewertungen und nicht zuletzt auf den realen Umgang mit Tieren.

### **Denn der Herr schuf verschiedene Geschöpfe mit verschiedenen Eigenschaften, nicht nur dem Menschen zur Nahrung, sondern auch zur Belehrung. (Thomas Cobham, + ca. 1238)**

Der *Physiologus* war in ganz Europa verbreitet. Zur Bekanntheit des Textes trugen die kunstvoll bebilderten Handschriften bei, darunter eine um 1200 entstandene, gereimte volkssprachliche Version, die als *Millstätter Physiologus* bekannt geworden ist. Auf dem *Physiologus* beruhende Bildmotive haben sich selbstständig und sind losgelöst vom Text auf mittelalterlichen Ofenkacheln, Bodenfliesen, Mosaiken und anderen Bildträgern in öffentlichen und privaten Räumen angebracht worden. Dabei sind Bildinhalte ohne Hintergrundwissen wohl kaum zu entschlüsseln; etwa wenn die Abbildung einen Pelikan zeigt, der sich die Brust an der Seite selbst aufreißt, um die Jungen mit dem eigenen Blut zu füttern (Abb. 1). Näheren Aufschluss darüber gibt der *Physiologus*-Text zum Pelikan, demnach sich die Pelikanmutter mit ihrem Blut aufopfert, ihre toten Jungen zum Leben zu erwecken. Zuvor aber wurden die Jungen von den eigenen Eltern zu Tode gepickt, weil sie auf ihre Eltern losgegangen waren.

Kein Pelikan verhält sich so. Und auch über die anderen Wesen berichtet der „Naturkundige“ kaum etwas über das reale Aussehen oder Verhalten, sondern stellt hauptsächlich Gleichnisse zu Bibeltexten her. Ein Schlüssel zum Verständnis dieser Art von Tierbüchern liegt in der spezifisch mittelalterlichen Auffassung von der Offenbarung Gottes, die sich aus der Natur wie aus einem Buch ablesen lässt. Im Mittelpunkt steht die christliche Heilsgeschichte. Der Diamant symbolisiert die Fleischwerdung Christi. Löwe und Hirsch symbolisieren Christus in seiner Macht und Göttlichkeit; andere



Abb. 1: Das Pelikan Motiv aus dem Physiologus in einem Manuskript und auf einer Ofenkachel. oben: Buchillustration, Pelikan, Hugues de Fouillois, *Aviarium*. London, British Library, Ms. Sloane 278, fol. 16 (aus: Pastoureau S. 169); unten: Motiv auf einer spätmittelalterlichen Ofenkachel – Umzeichnung. (aus: Čeněk Pavlík und Michal Vitanovský, *Encyklopedie kachlí v Čechách, na Moravě a ve Slezsku; Ikonografický atlas reliéfu na kachličích gotiky a renesance*, Libri, Praha, 2004, S. 210).

Tiere, wie etwa Hyäne, Hydra oder Wiesel repräsentieren die Rolle des Teufels und die jungen Pelikane stehen allegorisch für die Menschen, die Christus zurückgewiesen haben: „so spricht unser Herr im Buche des Propheten Jesaja: Ich habe die Kinder aufgezogen und sie sind von mir abgefallen. Der Meister hat uns hervorgebracht und wir haben ihn geschlagen“.

Der Physiologus war neben griechischen, lateinischen und arabischen Versionen auch in den meisten europäischen Literaturen verbreitet und bildete die Vorlage für die mittelalterlichen Bestiarien. Diese Bestiarien beinhalten ein erweitertes Tierkompendium, das neben Haustieren, Vögeln, Fischen und wilden Tieren (*bestiae*) meist auch noch Phantasiewesen sowie vereinzelt auch Steine und Naturerscheinungen einschloss. Auswahl, Zusammenstellung und Inhalte der Tierbeschreibungen rücken diese Bücher eindeutig in einen theologischen Zusammenhang. Der Rezipientenkreis war anfangs auf Theologen und Geistliche beschränkt, die Funktion dieser Texte lag in der Belehrung, zum Beispiel im Rahmen der Predigt. Zur Durchsetzung von moralischen Verhaltensnormen bildete der Vergleich mit Tieren in der Form von Positiv- und Negativcharakterisierung ein Argumentationsmuster, das alle Bestiarien durchzieht. Alle Kreaturen der Schöpfung können gut oder böse veranlagt sein, aber auch ambivalent. Bestiarien bieten Anleitungen für Allegorisierungen. Die meisten Bestiarien wurden im 13. Jahrhundert in England hergestellt. Einem dieser Bestiarien sind auch die folgenden zwei Textstellen entnommen, aus denen die moralischen Zuschreibungen samt Interpretationshilfen deutlich herauszulesen sind:

*Der Igel ist ein Tier, das mit Stacheln bedeckt ist. Es hat seinen Namen (ericus) davon, daß er sich aufrichtet (subrigit se), wenn er sich in seine Stacheln einschließt, von denen er zum Schutz gegen seine Feinde gesichert wird. Denn sobald er Gefahr wittert, richtet er sich zuerst auf und rollt sich dann zu einer Kugel zusammen, ganz gesammelt in seinen Waffen. Er besitzt einigen Scharfsinn; wenn er eine Traube von einem Weinstock abgerissen hat, wälzt er sich rücklings über sie und bringt sie auf diese Weise zu seinen Jungen. Er wird auch echinus genannt. Und dieser echinus trägt Sorge für kommende Zeiten; er hält sich zwei Wege zu freier Atemluft offen und wenn er merkt, daß der Nordwind herankommt, verstopft er den nördlichen Zugang, sobald er aber spürt, daß der Südwind den Nebel in der Luft vertreibt, begibt er sich zum nördlichen Ausgang, um den nächtlichen Winden zu entgehen.*

*Es gibt ein Untier im Meer, das Serra heißt und gewaltige Flügel hat. Wenn die Serra sieht, daß ein Schiff im Meer segelt dann erhebt sie ihre Flügel über das Wasser und bemüht sich, um die Wette mit dem Schiff zu segeln, 30 oder 40 Stadien lang; dann aber hält sie diese Anstrengung nicht mehr aus, läßt die Flügel sinken und zieht sie ein. Die Wogen des Meeres tragen die schon Ermüdete wieder zurück in die Tiefe. Dieses Untier hat die*

*Gestalt dieser Welt. Das Schiff aber ist ein Beispiel für die Gerechten, die ohne Schiffbruch mitten durch die Ungewitter dieser Welt segeln. Die Serra aber, das ist jenes Untier, das nicht imstande war, mit dem Schiff zu segeln, hat die Gestalt jener Menschen, die sich anfänglich um gute Werke bemühten, aber später nicht mehr darin durchhielten und sich von allerlei Lastern überwältigen ließen, die sie schließlich wie wilde Meereswogen bis in die Tiefen der Hölle hinabzogen. Denn nicht den Beginnenden, sondern den Verharrenden wird der Lohn verheißen.* (Unterkircher, S. 69f. und S. 191)

In den Tierdarstellungen der Bestiarien verbindet sich die Physiologus-Tradition mit Passagen aus den Etymologien des Isidor von Sevilla (6./7. Jh.), dessen 20 Bücher umfassendes Kompendium des gesamten Weltwissens im Buch XII von den Tieren handelt. Isidor nähert sich den Tieren über deren Namen an, indem er die Bezeichnung vom Aussehen oder Verhalten des jeweiligen Tieres ableitet. So werden Affen als *Simiae* benannt, was sich vom Griechischen *simia* (gedrückte Nase) herleitet, weil sie hinabgedrückte Nasen haben oder – was Isidor aber ausdrücklich verwirft – vom Lateinischen *similitudo*, worin sich die Ähnlichkeit zum Menschen ausdrückt. *Der Kater (lat. musio) hat seinen Namen daher, weil er die Maus (lat. mus) fängt; manche nennen es auch cattus weil es so scharf sieht (acute). Es wird auch oft cattus genannt, was von fangen kommt (a captura).*

Wie schon der Titel besagt, bildete der etymologische Zugang, d. h. die Erklärung aufgrund der im Begriff enthaltenen „Wahrheit“ das Leitprinzip. Isidor von Sevilla begründete seine Methode im Vorwort des Tierbuches mit der durch Adam erfolgten Benennung der Tiere aufgrund ihrer natürlichen Eigenschaften unmittelbar bei der Erschaffung der Welt. Die Grobeinteilung der Tiere erfolgte nicht genau nach dem Schöpfungsbericht der Genesis, son-

dern beruhte auf den alttestamentarischen Büchern Leviticus und Deuteronomium, beginnend mit den Kreaturen zu Lande, gefolgt von den Wasserwesen und denen der Luft. Isidor von Sevilla zählte bis in die frühe Neuzeit zu den unangefochtenen Autoritäten. Seine etymologischen Erklärungen finden sich in vielen der nachfolgenden Naturbücher und die von Isidor entwickelte Systematik war grundlegend für die großen Enzyklopädien des Mittelalters. Im 9. Jahrhundert unternahm der Benediktinermönch, Mainzer Erzbischof und karolingische Hofgelehrte Hrabanus Maurus eine unter dem Titel *Über das Universum* (De universo) erweiterte 22-bändige Neuauflage des Werkes von Isidor. Laut seinem Verfasser sollte es ausdrücklich als Handbuch für Prediger verwendet werden. Band acht ist den Tieren gewidmet und behandelt die Tierwelt beginnend mit den wilden Tieren (*bestiae*), Kleintieren, Reptilien, Fischen, Vögeln und kleinen Vögeln in sieben Kapiteln. Die Erweiterung lag weniger in einer neuen Methode der Tierbeschreibung, sondern in der Einbeziehung von neuem Zusatzmaterial wie etwa den Schriften Papst Gregors des Großen (6. Jh.), der sich im Wesentlichen wieder auf Bibelstellen bezog und diese didaktisch einsetzte. Aufbau und Gliederung der Einzelartikel werden im Abschnitt über das Rhinoceros erkennbar. Zuerst folgt Hrabanus den etymologischen Ausführungen Isidors, wo schon die Verbindung zwischen dem Rhinoceros mit dem Einhorn hergestellt wurde: *Rinocerota Grece uocatus Latine interpretatur in nare cornu, idem et monoceron, id est unicornis eo quod unum cornu in medio fronte habeat [...].* Danach berichtet er, immer noch Isidor wie auch dem Physiologus folgend, über die Kraft und Unbezähmbarkeit, über die Kämpfe mit den Elefanten und die Schwierigkeiten, das Rhinoceros einzufangen. Es lässt sich nur von einer Jungfrau zähmen, der es sich zutraulich nähert, erst dann könne

es von den Jägern gefangen werden. Es symbolisiert Christus den Unbesiegbaren, der in den Schoß der reinen Jungfrau kam.

Neu bei Hrabanus ist die Einarbeitung von Papst Gregors *Moralia in Iob*, der das Buch Hiob allegorisch in Bezug auf das Heilsgeschehen Christi interpretierte. Hrabanus erweiterte dadurch das bereits im 9. Jahrhundert sehr breite Bedeutungsspektrum um eine neue Variante: das Rhinoceros /Monocerus/ Einhorn stehe laut Gregor symbolisch für gesetzbrüchige und hochmütige Menschen.

Charakteristisch für die mittelalterlichen Tierbeschreibungen ist die kommentarlose Zusammenstellung von Textstellen mit widersprüchlichen Aussagen, die nur von einem geistlichen Fachpublikum entschlüsselt werden konnten. Die Kompilatoren hielten sich mit Bewertungen zurück, handelt es sich doch um ausgewählte Bibelstellen, die von kirchlichen Autoritäten vorinterpretiert wurden und damit nicht kritisch in Frage gestellt werden durften.

### Zwischen Metaphorik und Naturbeobachtung

Bis zum 13. Jahrhundert blieben die tierkundlichen Schriften auf dem Boden der christlichen Heilslehre. Tiere dienten hauptsächlich dazu, die Welt als Schöpfung Gottes verständlicher zu machen und gaben Orientierungen über die moralische Qualität menschlichen Handelns. Mit der Aristoteles-Rezeption gelangte ab ca. 1200 das antike zoologische Wissen auf dem Weg der arabischen Überlieferung über Toledo in die europäischen Gelehrtenkreise und entfachte einen lebhaften Diskurs über die Tiere. Die erste an der Zoologie von Aristoteles orientierte Abhandlung von David von Dinant wurde an der Universität in Paris zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch als häretisch befunden und verbrannt. Der Autor floh aus Paris. Ein halbes Jahrhundert später hat Alber-

tus Magnus die aristotelische Naturphilosophie mit der christlichen Theologie in Einklang gebracht. Albertus Magnus gilt als Begründer der Zoologie (*scientia de animalibus*). Dem Dominikanermönch wird ein ausgeprägtes empirisches Interesse für die Tiere attestiert, das sich nicht auf Naturbeobachtungen und das Sezieren von kleineren Lebewesen beschränkte, sondern seinen Niederschlag in umfassenden zoologischen Schriften gefunden hat. Sein Hauptwerk ist die 26-bändige Abhandlung über die Sinneswesen (*De Animalibus*), wovon die ersten 19 Bände einen Kommentar zur aristotelischen Tierkunde bilden, die Albertus in der lateinischen Übersetzung aus dem Arabischen zur Verfügung stand. Alle bekannten Tiere sollten nach Gattung und Art klassifiziert werden, die Anatomie und die Art der Zeugung sollten nach naturwissenschaftlichen Methoden beschrieben werden.

Die zweite Ebene bildete die Theologie, die ihm ermöglichte, die biblische Tiermetaphorik weiterhin zu verwenden. Die Metapher sei ein in der Theologie erlaubtes methodisches Mittel. So stellt er schon in seiner moraltheologischen Erstlingschrift *Über die Natur des Guten* (*De natura boni*) die Ameise als Vorbild der praktischen Lebensweisheit dar. Albertus Magnus kommt in seinem umfassenden Gesamtwerk an mehreren Stellen auf die Ameise zu sprechen. Die Metaphorik tritt mehr und mehr hinter die empirische Beobachtung zurück. Im Tierlexikon, dem letzten Buch aus *De Animalibus*, schreibt er über die Ameise:

*Die Ameise ist ein sehr kleiner Wurm der mit dem Alter erstarrt. Sie besorgt sich die Nahrung nicht durch Erzeugung wie die Biene, sondern durch Sammeln und Aufheben. Sind trockene Körner, die sie sammelt, zu groß zum Tragen, spaltet sie diese. Ameisen halten stets ihre Wege ein, um sich gegenseitig nicht zu behindern. Feuchte Körner lassen sie trocknen, damit sie nicht faul werden. Sie sehen die Wetter-*

*lage vorher, weil sie sich vor dem Sturm in die Nester zurückziehen. Man sagt, dass die ihre Toten begraben. Sie verabscheuen Schwefel und wilden Oregano derart, dass wenn man sie über deren Nester streut, sie diese verlassen. Mit ihrem Biss versprühen sie giftige Flüssigkeit, die Pusteln hervorruft. Manche Ameisen beginnen im Alter zu fliegen. Die Ameise saugt von Früchten und tierischen Körpern die sie findet und ernährt sich davon. Sie zeugt, indem sie zuerst Eier legt, die zu weißen, in Mäntelchen eingewickelten Würmern werden; aus diesen entstehen auf einer Fläche, die zur Sonne ausgesetzt ist, Ameisen. Im Winter ruht sie, von der Nahrung zehrend, für die sie im Sommer vorgesorgt hat.* (zit. nach Henryk Anzulewicz, Albertus Magnus und die Tiere. In: Obermaier, Tiere und Fabelwesen, S. 51)

### Plagiate und Neukreationen

Im Unterschied zu anderen Verfassern naturkundlicher Werke machte Albertus Magnus nur wenige Angaben über seine Quellen. Textvergleiche haben ergeben, dass er sich sehr frei bei Thomas von Cantimpré's *Liber de natura rerum* bedient hat. Thomas, der Augustiner- (und spätere Dominikanermönch) hatte in 15-jähriger Arbeit ein Kompendium des Tierwissens erarbeitet, dessen Bedeutung in der Rezeption der römisch-antiken Schriften liegt. Auf diesem Weg gelangten die Naturkunde von Plinius dem Älteren und andere naturkundliche Untersuchungen aus dessen Umfeld in die mittelalterliche Tierkunde und bereicherten damit die Wissensbasis wieder um ein großes Stück. Im Zuge der Neubearbeitung entstanden durch Fehlesungen, Interpretations- oder Abschreibfehler einige (unbeabsichtigte) Neukreationen; manche Wesen – vor allem aus dem Reich der Phantasietiere – erhielten ein neues Aussehen, geänderte Verhaltensweisen und neue Lebensräume. Die Fehler häuften sich bei den Beschreibungen der Meeresunge-

heuer, über die verständlicherweise noch weniger bekannt war als über Landtiere. Der gelehrte Autor tappte hier öfters im Dunklen und mit ihm alle, die in der Folge direkt von ihm oder indirekt (über Albertus) abgeschrieben haben.

So wurde z. B. eine Ähnlichkeit zwischen dem Maultier und dem in unserer Stadt noch nie gesehnen aber von vielen erwähnten Achlis (*nec umquam visam in hoc orbe, multis tamen narratam achlim*) hergeleitet, einem von Plinius in der Naturkunde (*Naturalis Historiae VIII*, S. 40) beschriebenen Tier, das in Skandinavien beheimatet sei, dem Elch ähnele, aber keine Knie hätte, weswegen es sich zum Schlafen an Bäume lehne. Man könne sie fangen, indem man die Bäume ansäge, sodass sie umfallen würden und nicht mehr aufstehen könnten. Offensichtlich hatte Thomas von Cantimpré „mulis“ statt „multis“ aus seinen Pliniusabschriften gelesen und konstruierte daraus die Ähnlichkeit mit dem Maultier (*Aloy est animal mulis prope consimile, cuius genua flecti nequeunt, ut elephantis*). (*Liber de natura rerum, De Aloy' S. 111*). Albertus Magnus interpretierte die Version von Thomas von Cantimpré, zitierte aber die antike Vorlage. „*Aloy a Plinio dicitur esse animal mulo propemodum simile [...]*“ (*Albertus, De Animalibus XXII, Tractatus 2, Section 3*)

Der Vergleich mit dem Maultier hielt sich in der Folge in vielen Naturbüchern des späteren Mittelalters. Noch im *Gart der Natur* aus dem späten 15. Jahrhundert heißt es: *Alches ist den maulthieren zu vergleichen [...]*. Erst Conrad Gesner dürfte bei der Bearbeitung seines 1551–1556 veröffentlichten Tierbuches wieder die Originalquellen zur Hand genommen haben, indem er sich die Anmerkung erlaubte, dass dieses Tier namens *Alces* oder *Ellend* laut Plinius ausdrücklich nicht mit dem Esel oder Maultier gleich sei. Wie schon erwähnt, war von einer solchen Verwandtschaft bei Plinius gar nie die Rede.

Wie am Beispiel des seltsamen skandinavischen Lehtieres deutlich wird, fügten sich in der mittelalterlichen Tierkunde die Beschreibungen von realen und erfundenen Tieren bruchlos aneinander. In der Art und Weise, wie eine Kreatur charakterisiert wurde oder wo sie ihren Lebensraum hatte, wurde überhaupt kein Unterschied gemacht oder gar ein Zweifel an den überlieferten Berichten erhoben. Die mittelalterliche Zoographie beherrschte es meisterhaft, erfundene Kreaturen völlig unverdächtig unter die realen zu mischen. Es stellt sich die Frage, ob die reale Existenz für die Rezipienten überhaupt so wichtig war, waren die meisten der beschriebenen Tiere ja ohnehin fernab ihrer Lebenswelt angesiedelt.

### Nichtfiktionale Tierbeschreibungen als erfolgreiche Buchprojekte

Eine andere Eigenheit der vormodernen Zoographie betrifft den Umgang mit den Wissensgrundlagen über Tiere. Im enorm langen Zeitraum ab der Verbreitung des Physiologus im 4. Jahrhundert bis zum Erscheinen des Tierbuches von Conrad Gesner, das den Paradigmenwechsel hin zur modernen Zoologie markiert, wurde das jeweils bekann-



Abb. 2: Holzschnitt zum Kapitel über Bären aus dem *Hortus Sanitatis* (Inkunabeldruck 1497). Bär, *Hortus Sanitatis*, Straßburg, Johannes Prüss d. Ältere 1497, *De animalibus*, Cap. Clvii.

te Wissen über Tiere nicht verdrängt oder durch neu hinzu gekommenes ersetzt, sondern hauptsächlich akkumuliert. Die derart entstandenen Kompendien wurden im Laufe der Zeit immer umfangreicher, sowohl was die Anzahl der Tiere betrifft, die beschrieben wurden – diese erhöht sich in den großen Enzyklopädien auf bis zu 400 – als auch in der Länge der Einzeltierdarstellungen. Besonders die Rezeption der antiken Naturphilosophie, Agrarliteratur und medizinischen Schriften ab dem 13. Jahrhundert beförderte die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Phänomenen der natürlichen Umwelt. Einbezogen wurden weiters auch medizinisch relevante sowie zoologische Werke von jüdischen, persischen und arabischen Gelehrten. Das Ziel lag in der möglichst vollständigen Zusammenstellung aller Belege. Mit Interpretationen und Bewertungen hielten sich die Verfasser der spätmittelalterlichen Naturkundebücher nicht nur zurück, sondern reihten oft auch widersprüchliche Aussagen aneinander.

Ab der Erfindung des Buchdrucks mit Ende des 15. Jahrhunderts zählten Naturbücher zu begehrten Büchern, die schon von den ersten Verlegern unter großem Aufwand in lateinischen und volkssprachlichen Ausgaben gedruckt wurden. Die Illustration der Texte erfolgte mit Holzschnitten; im lateinischen „*Hortus Sanitatis*“, einem der wirkungsmächtigsten Naturbücher, bestehend aus einem umfassenden Kräuterbuchteil und weiteren vier Teilen über Landtiere, Vögel, Wassertiere und Steine finden sich über 1000 Holzschnitte (Abb. 2).

Der ausgewählte Text über den Bären stammt aus einem 1536 überarbeiteten Nachdruck des deutschsprachigen *Gart der Gesundheit* des Arztes Johannes Wonnecke von Kaub, (latinisiert Johannes de Cuba). Die Beschreibung fasst zahlreiche exzerpierte Quellen unterschiedlichster Herkunft zusammen und steht damit noch ganz in

*Vrsus ein ber. Vß dem büch der natur ein Ber wirt also gñant im latin als wer er entsprungen oder an gefangen im leib / aber aussen erfüllt/wan gar zeitlich wirt er geboren/ vnd darnach mit lecken außgemacht. Der ber ist ein grausams thier/hat vngestalte glider. Der wild ber ist im Winter verborgen / aber ob er dz vmb der kelte wilen oder sunst thû da sein frag vmb. Jsido[r] Der beren kopff ist schwach aber grosse krafft hat er in den armen vnd lenden/darumb ston sy etwan auffrecht zÛstreiten. Ambro[s]ius Die beren hand darumb enge hâls / dz sy nit kraut essen an der erden/sunder essen der andern thier fleysch. Alexander Der ber murmelt etwan/vnd saugt sein dopen/als ob er sein narung von ihnen neme. Solinus Die beren verfügen sich zÛsammen mit den armen als die menschen. Die begird der vnkeÛscheyt in ynen aufferwecket der Winter. Vnd wiewol sy in eim loch ligen so sy doch geben/ werden sy geteylt mit ettlichen erdhauften/ vnd der .xxx. tag lârtn ynen den bauch/ vnd bringt die geburt.*

*Die würckung.*

*Isaac Berenfleisch ist schleimig/ vnd der dawung ungehorsam/gibt böse narung darumb gehört es mer zÛ der artzney/ dan zur speiß. Phisio[logus] Die gall des beren ist heiß vnd trucken/vn dient wider den fallenden siechtagen/ vnd dz paralis. Sein gall soll aber geschnitten werden vom den heütlin seiner lebern/ vnd also vff gehenckt und gedörvt/vnd wirt .ii. jar behalten. Aui[cenna] Berenschmaltz dient zum harvßfallen. Dio[scurides] Berenschmaltz machet dz har wachsen. Actor Die beren schlaffen die ersten xiiij tag gar hert daruon sy feyst werden vnd die selben seint dan güt vnd bequem zÛ der artzney. (Johannes de Cuba, *Gart der Natur*, CLVII Capitel)*

der Tradition der mittelalterlichen Kompilationen. Am Beginn steht wie bei fast allen Tieren die Herleitung des Namens, der ohne Hintergrundwissen kaum zu verstehen ist. Unter Verweis auf das *Buch der*

*Natur* Konrads von Megenberg (14. Jh.), der seinerseits bei Isidor von Sevilla fündig wurde, heißt es, der Bär hätte seinen Namen, weil er seine zu früh geborenen Jungen nach der Geburt mit seinem Mund erst in Form bringen würde (*Ursus fertur dictus quod ore suo formet fetus, quasi orsus*). Ältere Bestiarien bilden daher oft die Bärin ab, wie sie ihre Neugeborenen abschleckt (Abb. 3). Der Bär wird im Weiteren als kräftig, wild und grausam charakterisiert; allesamt negative Eigenschaften, die in den Vorläufer-texten noch allegorisch als böse gedeutet wurden. Parallelen zum Menschen werden durch die Fähigkeit zur aufrechten Haltung und zur Umarmung gezogen. Hier spielt der Text auf die Frage nach der Differenz zwischen Tier und Mensch an, die im Tierdiskurs das ganze Mittelalter hindurch mitschwingt. Albertus Magnus hatte die Grenzlinie zwischen Tier und Mensch in der menschlichen Befähigung, Scham zu empfinden, gezogen.

Die Kapitel zu jedem Tier sind in der Regel zweigeteilt; zuerst wird die Namensbildung, das Aussehen und Verhalten dargestellt, dann die sog. „Wirkung“, gemeint ist damit die Verwendung für die menschliche Ernährung und Medizin. Im Anschluss an die allgemeine Charakteristik des Bären heißt es im Gesundheitsteil sehr schlüssig, Bärenfleisch sei ungenießbar und diene daher eher der Medizin. Moralisierende Wertungen, wie sie häufig noch in den Bestiarien anzutreffen waren, wurden gegen Ende des Mittelalters hin weggelassen. Hildegard von Bingen (12. Jh.) hatte noch ganz explizit vor dem Genuss von Bärenfleisch gewarnt, da der Bär ein Symbol der Wollust sei und diese mit dem Fleisch auf die Menschen übertragbar sei.

Der *Gart der Natur* setzte bei seinem Zielpublikum sowohl ein breites naturkundliches Vorverständnis als auch wissenschaftliches Interesse voraus. Die Texte sind fragmentarisch, sperrig und inkohärent, also weit entfernt von gut erzähl-



Abb. 3: Die Bärin formt ihre Jungen. Illustration zum Kapitel über Bären im *Bestiarium*. Buchillustration, The Bodleian Library, Ms. Ashmole 1511, fol. 21 (aus: Pastoureau S. 65).

baren Tiergeschichten. Allein im kurzen Beispieltext über den Bären werden die Lehrmeinungen von insgesamt neun älteren Autoren oder Werken zitiert, die heute nur einer fachwissenschaftlich spezialisierten Leserschaft so vertraut sind, dass sie ohne Nachschlagewerke eingeordnet werden können. Den Anfang macht Konrad von Megenbergs *Buch der Natur*. Auf die Aussagen der beiden Kirchenväter Isidor und Ambrosius folgen jene von zwei antiken Autoren, dem Aristoteles-Kommentator Alexander von Aphrodisias (2./3. Jh.) und Gaius Julius Solinus (4. Jh.), der die Naturgeschichte von Plinius d. Älteren bearbeitet hatte. In der medizinischen Rubrik wird auf den Physiologus verwiesen sowie aus Exzerpten der Werke des in Kairo tätigen jüdischen Arztes und Philosophen Isaak Ben Salomon Israeli (9. Jh.), des persischen Gelehrten Avicenna (11. Jh.) und des griechi-

schen Arztes Dioscurides (1. Jh.) zitiert. Am Schluss – also nach den Meinungen seiner Auctores – meldet sich der Kompilator Johannes Wonnecke selbst als Actor mit einem eigenen Beitrag zu Wort.

Unter dem Titel „Encyclopedia of Life“ läuft derzeit ein großangelegtes Internet-Projekt, das sich zum Ziel gesetzt hat, alle bekannten Lebensformen der Erde zu beschreiben. Das sind geschätzte 1,8 Millionen bisher bekannte Tier- und Pflanzenarten. Ein maßgebliches Ziel dieses wikipedia-ähnlichen Projektes ist laut seiner Initiatoren, Wissen zu sammeln, Zusammenhänge zu erklären und Muster zu erkennen. Womit sie sich – abgesehen von der Anzahl der zu erfassenden Species – gar nicht so sehr von den Enzyklopädisten des Mittelalters unterscheiden.

## LITERATUR

- A. MAGNUS, *De animalibus libri XXVI*, nach der Cölner Urschrift, H. STADLER (HG.) mit Unterstützung der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, der Görres-Gesellschaft und der Rheinischen Gesellschaft für Wissenschaftliche Forschung. Münster 1916.
- R. BAXTER, *Bestiaries and their Users in the Middle Ages*. Phoenix Mill 1998.

- C. GESNER, *Historia animalium I de quadrupedibus viviparis* [...] Zürich 1551–1556. [http://www.humi.keio.ac.jp/treasures/nature/Gesner-web/contents\\_b.html](http://www.humi.keio.ac.jp/treasures/nature/Gesner-web/contents_b.html) [Okt. 2011] (Nachdruck einer deutschsprachigen Ausgabe von 1641).
- Encyclopedia of Life. Global access to knowledge about life on Earth. <http://eol.org/> [Okt. 2011].
- Gart der Gesundheit. Zu Latein Hortus Sanitatis [...]. Strassburg 1536.
- H. von BINGEN, *Das Buch von den Tieren*. Nach den Quellen übersetzt und erläutert von Peter Rieth. Salzburg 1996.
- H. MAURUS, *De rerum naturis*. <http://www.mun.ca/rabanus/text.html> [Okt. 2011].
- Isidori Hispalensis Episcopi. *Etymologiarum sive Originum. Liber XII: De Animalibus*. [http://penelope.uchicago.edu/Thayer/L/Roman/Texts/Isidore/12\\*.html#1](http://penelope.uchicago.edu/Thayer/L/Roman/Texts/Isidore/12*.html#1) [Okt. 2011].
- C. von MEGENBERG, *Buch der Natur*. <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg300> [Okt. 2011].
- S. OBERMAIER (Hg.), *Tiere und Fabelwesen im Mittelalter*. Berlin 2009.
- M. PASTOUREAU, *Bestiaires du Moyen Âge*. Paris 2011.
- Der Physiologus. Tiere und ihre Symbolik. Übertragen und erläutert von O. SEEL. Düsseldorf und Zürich 1961.
- C. PLINIUS SECUNDUS d. Ä., *Naturalis Historiae / Naturkunde*. Lateinisch – deutsch Buch VIII Zoologie: Landtiere. Herausgegeben und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler. [o.O.] 1976.
- B. RESL (Hg.), *A Cultural History of Animals in the Medieval Age*. Oxford – New York 2007.
- T. CANTIMPRATENSIS, *Liber de natura rerum. Editio princeps secundum codices manuscriptos. Part 1*, Berlin 1976.
- F. UNTERKIRCHER, *Bestiarium*. Die Texte der Handschrift Ms. Ashmole 1511 der Bodleian Library Oxford in lateinischer und deutscher Sprache. Graz 1986.
-

## Von Tieren und Menschen

### Ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht im Lichte visueller Medien im Spätmittelalter

„Der Menschen ältere Brüder sind die Tiere. Ehe jene da waren, waren diese, und auch in jedem einzelnen Lande fanden die Ankömmlinge des Menschengeschlechts die Gegend, wenigstens in einigen Elementen, schon besetzt; denn wovon sollte außer den Pflanzen sonst der Ankömmling leben? Jede Geschichte des Menschen also, die ihn außer diesem Verhältnis betrachtet, muß mangelhaft und einseitig werden.“ (Johann Gottfried Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, II. Buch, Kap. 3.)

Nicht nur in dieser frühen Phase der Menschheit muss, wie Herder es hier einfordert, nach den Beziehungen zu Tieren in historischen Zusammenhängen gefragt werden. Gerade Studien zu vorindustriellen Gesellschaften greifen ohne eine Einbindung dieses Aspekts zu kurz. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass die *Human-Animal-Studies* auch im Bereich der Mediävistik einen immer größeren Bereich einnehmen. Dabei wird dem nachgegangen, wie sich Konstruktionen des Tieres als Gegenstück zum Menschen ausgebildet haben, wo die Grenzen zwischen Mensch und Tier in den unterschiedlichen Epochen und Regionen des Mittelalters gezogen wurden, und wie die Reziprozität von der Mensch-Tier-Beziehung in detail im Licht der Quellen beurteilt und analysiert werden kann. Die multifunktionalen und -modalen Auseinandersetzungen mit dem Tier werden dabei auch im visuellen Befund der Zeit sichtbar. Diese an ausgewählten Beispielen dar- und vorzustellen ist Ziel dieses Beitrags.

#### Tiere als Exempel

In den Mittelpunkt der Betrachtungen sei hier die bald nach 1351 entstandene, über 260 *folii* zählende Handschrift *Concordantiae caritatis* gestellt. Sie ist in ihrem Kern eine Predigtsammlung, geordnet nach den Festen des Kirchen- und Heiligenjahres. Den schriftlichen Ausführungen auf der jeweils rechten Seite steht eine (teils durch Über-, Um- und Beischriften) strukturierte Bilderseite (vgl. Abb. 2) auf den *verso*-Blättern gegenüber. Das System dieser Bildseiten erläutert der Autor, Ulrich von Lilienfeld, in seiner Vorrede zum *Temporale*, dem Abschnitt über die Festkreise des Kirchenjahres: „Im obersten Kreis der jeweils linken Seite werden stets das Evangelium und daneben vier von den Propheten als Gewährsleute, deren Aussprüche mit ebendiesem Evangelium übereinstimmen, bildlich dargestellt. Unter diesem Kreis folgen zwei geschichtliche Begebenheiten aus dem Alten Testament und unter diesen zwei Darstellungen von den Dingen aus der Natur, die sich in irgendeiner Ähnlichkeit auf das betreffende Evangelium beziehen.“ (fol. 2r, dt. Übersetzung hier und in der Folge nach Douteil 2010, Bd. 1.)

Normenhorizont und zentraler Aspekt sind in dieser Schrift die Heils- und Heiligengeschichte, die durch ihre Präfigurationen im Alten Testament, aber auch durch den Zusammenhang mit den „naturwissenschaftlichen“ Beobachtungen verankert werden. Abgesteckt ist damit das weite Feld vom Zeitpunkt der Schöpfung Gottes bis hin zu ih-

ren Geschöpfen. *Similitudinariae*, wie Ulrich schreibt, – also ähnlichkeithalber – sind die Beispiele aus dem Bereich der Natur in die Predigtskizzen eingebunden. Bestimmte Eigenschaften und Qualitäten der Tiere oder Pflanzen dienen dabei als naturallegorische Deutungen der Haupttexte. Analogien und Korrespondenzen zwischen (scheinbar) noch so weit auseinanderliegenden Charakteristika herzustellen ist im mittelalterlichen Denken verbreitet; teilweise kann sogar von einer regelrechten Artistik im Auffinden derartiger Verknüpfungen gesprochen werden. Entsprechend der Vielfältigkeit der Verbindungen ist das Festhalten in schriftlicher oder bildlicher Form notwendig, um angelegte Analogien weitertradiieren zu können, was unter anderem Schriften wie die hier vorgestellte *Concordantiae caritatis*, aber auch die seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sich etablierenden Naturexempelsammlungen belegen. Ein Kennzeichen der mittelalterlichen Symbolik ist nämlich ihre Bedeutungspluralität: so kann nicht nur eine Eigenschaft oder Beschaffenheit des Sinnträgers (also zum Beispiel eines Tiers) für die Interpretation herangezogen werden. Auch verschiedene Merkmale können zur Auslegung diverser Bedeutungen führen; ja selbst eine Eigenschaft kann dabei mannigfaltige Erklärungen erhalten. (s. Schema) Dabei ist es auch gestattet, alle Eigenschaften eines Sinnträgers, gute wie schlechte, zur Konstruktion didaktischer Parallelisierungen heranzuziehen. Je nachdem spricht man dann von einer Auslegung *ad bonam* bzw. *ad malam partem*.

Wie dicht dieses Netz gewebt ist, sei an einem Beispiel herausgestellt. Im *Sanctorale* der *Concordantiae caritatis*, den Predigtskizzen zu den Heiligenfesten, findet sich der Eintrag zum Festtag der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Katharina (fol. 229v und 230r). Im Hauptmedaillon zeigt die Bildseite ihre „Beisetzung“; Engel betten die gekrönte Frauenge-

stalt in einen Sarg, während weitere zwei Engel Katharinas Seele im Himmel empfangen. Die beiden erklären den Textstellen aus der Bibel thematisieren Verweise zu ebendieser Aufnahme, während die Tierauslegung den Bezug zum Martyrium herstellt, wie die Erklärung zum Bild erläutert: „Plinius und Isidorus sagen: Die Schlange wirft dem, der sie mit dem Schwert erschlagen will,



Abb. 1: *Concordantiae caritatis*, Stiftsbibliothek Lilienfeld, um 1355, cod. 151, fol. 229v, Detail (Foto: Institut für Realienskunde, Krems).  
«Um ihren Kopf zu retten, kümmert sich die Schlange nicht um den Körper».

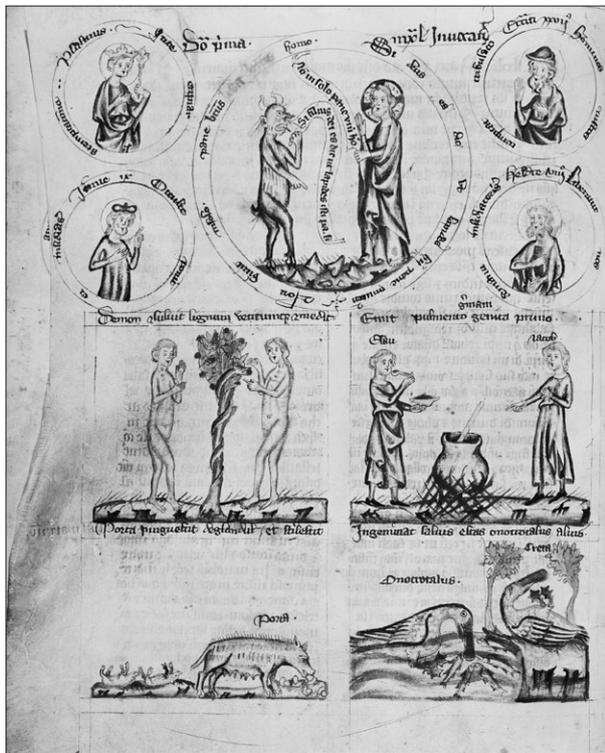


Abb. 2: *Concordantiae caritatis*, Stiftsbibliothek Lilienfeld, cod. 151, fol. 229v. (Foto: Institut für Realienskunde, Krems).  
Großes Medaillon: Versuchung Christi durch den Teufel, mittlere Reihe links: Sündenfall, untere Reihe links: «Die Sau wird vom Genuß der Eicheln fett und unfruchtbar».

ihren ganzen Körper entgegen, um nur ihren Kopf unverletzt zu bewahren.“ Die Miniatur zeigt entsprechend einen mit einem Schwert ausholenden Mann der vor einer auf dem Boden spulenartig aufgerollten Schlange steht. (Abb. 1) In der Mitte verbirgt sie ihren Kopf, sodass im Profil nur noch ihr Auge und das kleine Ohr sichtbar sind. (Das Wissen um das Fehlen eines Außenohres bei den Schlangen ist hier freilich noch nicht berücksichtigt.) Sicher konnten RezipientInnen ohne große Schwierigkeiten den Bezug zwischen dem Scharfrichter, der die in so vielen Gebieten verehrte Heilige Katharina enthauptet hatte, und dem Schwertschwingenden im Bild herstellen. Die Verbindung zur Schlange kann allerdings nur dann verstanden werden, wenn man die von Ulrich genannte *proprietates* der Schlangen, ihren Kopf unter Preisgabe ihres Körpers zu retten, kennt. Diese Eigenschaft wurde von Exegeten in dem in der Bibel relativ unaufgelöst stehen bleibenden Jesuswort „Seid klug wie die Schlangen“ (Mt 10,16) dahingehend interpretiert, dass die Christen den Leib ihren Verfolgern überlassen sollen, um das Haupt – Christus – zu schützen. Vor diesem Zusammenhang, den Ulrich in dem erklärenden Vers auf der *recto*-Seite der Handschrift aufmacht, verbindet sich nicht nur diese Tiereigenschaft mit Katharinas Handeln, es wird auch ein direkter Bezug zu Jesu Auftrag zur Nachfolge hergestellt.

Würde man ausgehend von dieser didaktischen Parallelisierung annehmen, Schlangen seien in den *Concordantiae caritatis* durchgehend positiv bewertet, so ist dies weit gefehlt. Erfolgt nämlich die Auslegung dieses Reptils im *Sanctorale* weitgehend *ad bonam partem* (auf die guten Eigenschaften hin), so stehen dem fast durchwegs negative Analogien im *Temporale* gegenüber. Eine Erklärung dafür besteht einerseits darin, dass sich die Tierauslegungen der Heiligenfeste – die sich oft nur auf eine/n Heilige/n beziehen – eher eine repräsentative, positive Eigenschaft herausgreifen, als mit dem Tier ein negatives Merkmal ihrer Widersacher (z. B. ihrer Peiniger) zu betonen. Andererseits sind die Auslegungen der Schlange im *Temporale* durch ihren Bezug zum Sündenfall wesentlich negativen Charakters. Im Unterschied zur frühmittelalterlichen Kunst ist aber nicht ein antithetischer Zusammenhang herausgestellt, der die Schlange am Kreuzesfuß als Symbol für die Überwindung des Sündenfalls verwendet. In den *Concordantiae caritatis* ist der Alttestamentlichen Szene mit Eva und der Schlange am Baum der Erkenntnis (Gen 3) jene der Versuchung Christi durch den Teufel, der ihn aufforderte, Steine in Brot zu verwandeln, (Mt 4,1-4) gegenübergestellt (fol. 33v und 34r, Abb. 2).

Der Typus der Schlange entspricht auch hier demjenigen, der mit geringfügigen Abweichungen im ganzen Codex zu finden ist: ein je nach Kontraktion mehr oder weniger raupenartig ausgebuchteter blauer Rücken, oft ein seitlicher roter Streifen und ein heller Bauch; der Kopf ist, wie bereits erwähnt, mit zwei kleinen spitzen

Ohren versehen und endet in einer schnauzenartigen Verjüngung. Nur einmal findet sich eine divergierende Darstellung: fol. 79v zeigt eine Schlange mit einem menschlichen Frauenkopf (Abb. 3) und bezieht sich auf den im Hauptmedaillon dargestellten Judaskuß (Mt 26,49f.). „Die Fußschlange (*draconopes serpens*) besitzt ein Jungfrauengesicht, und sie hat mit süßklingenden Worten Adam verführt“, wie es im erläuternden Text Ulrichs heißt. Petrus Comestor erwähnt in seiner *Historia scholastica* im 12. Jahrhundert, dass sich der Teufel in eine Schlange verwandelt hätte, deren menschliches Gesicht demjenigen Evas glich, um so deren Verführung zu bewerkstelligen, da einander ähnliche Dinge sich anzögen. Etwa zeitgleich mit der Lilienfelder Handschrift entsteht Konrad von Megenbergs vermutlich noch in Wien begonnenes *Buch der Natur* (um 1349/50). Auch dieses enthält im Abschnitt „Von den Slangen“ sowohl die Nennung der *draconopes [serpens]*, als auch deren Zugehörigkeit zu jener „Gattung“, die Eva im Paradies betrog. Fraglich ist für Konrad von Megenberg allerdings, wie der Teufel es fertig bringen konnte, dass diese Schlange wie ein Mensch sprach.

Deutlich wird anhand dieses Abschnitts das Vorgehen Megenbergs, die Naturkunde im von der Bibel vorgegebenen Universum zu verorten. Beachtlich ist sein Versuch, die Skepsis über eine real sprechende Schlange zunächst mit einer Beobachtung aus dem Tierreich auszuräumen: nämlich jener, dass man auch bestimmten Vögeln das Sprechen beibringen kann. Doch bedarf das Böse aber zumindest dort, wo es nicht mittelbar, sondern tatsächlich als *primary agent* aktiv wird, offenbar keiner weiteren naturkundlichen Erklärung für (im modernen Sinn) „widernatürliche“ Handlungen. Dies wird greifbar in der Textstelle: „jedoch scheint es glaubhaft [geläufig], [...] dass der Teufel jedes Tieres Gestalt annehmen kann“. Im Anschluss bemerkt der Autor,

dass die Welt voller Exemplare dieser speziellen Schlangenart ist. Sie begegnen einem in der Gestalt jener Menschen, die vordergründig gut erscheinen, sich aber am Ende durch ihre falschen und vergifteten Taten auszeichnen.

In den *Concordantiae caritatis* ist es vor allem die bildliche Darstellung, die versucht, über die besondere Schlangengattung „sachlich“ zu informieren. Während sowohl Ulrichs Auslegung, als auch die Bildüberschrift (*Blanda, non sua draconopede fallitur Eva* – „Durch die schmeichlerische, nicht durch die wütende Fußschlange wird Eva getäuscht“) die *draconopes serpens* mit der Schlange des Sündenfalls verknüpfen, ist die bildliche Dar-

stellung nahezu neutral gehalten. Die Schlange liegt auf dem Boden und erhebt ihren Kopf in Richtung des stehenden, bekleideten Mannes links von ihr. Ob BetrachterInnen in Letzterem Adam erkannten, ist zweifelhaft, müsste dieser doch – vor der Versuchung durch die Schlange – nackt dargestellt sein. Schon allein die Naturallegorese verlangt jedenfalls die Darstellung eines Adressaten. Die Eigenschaft der *draconopes serpens*, die die Verbindung zum Evangeliumstext herstellt, ist nämlich nicht, einen Frauenkopf zu haben, sondern dessen Potenzial, durch Schöntun zu verführen. Eine einfache Lesbarkeit der Bilder – auch ehe man sich anhand der Bildüberschriften oder dem Text der

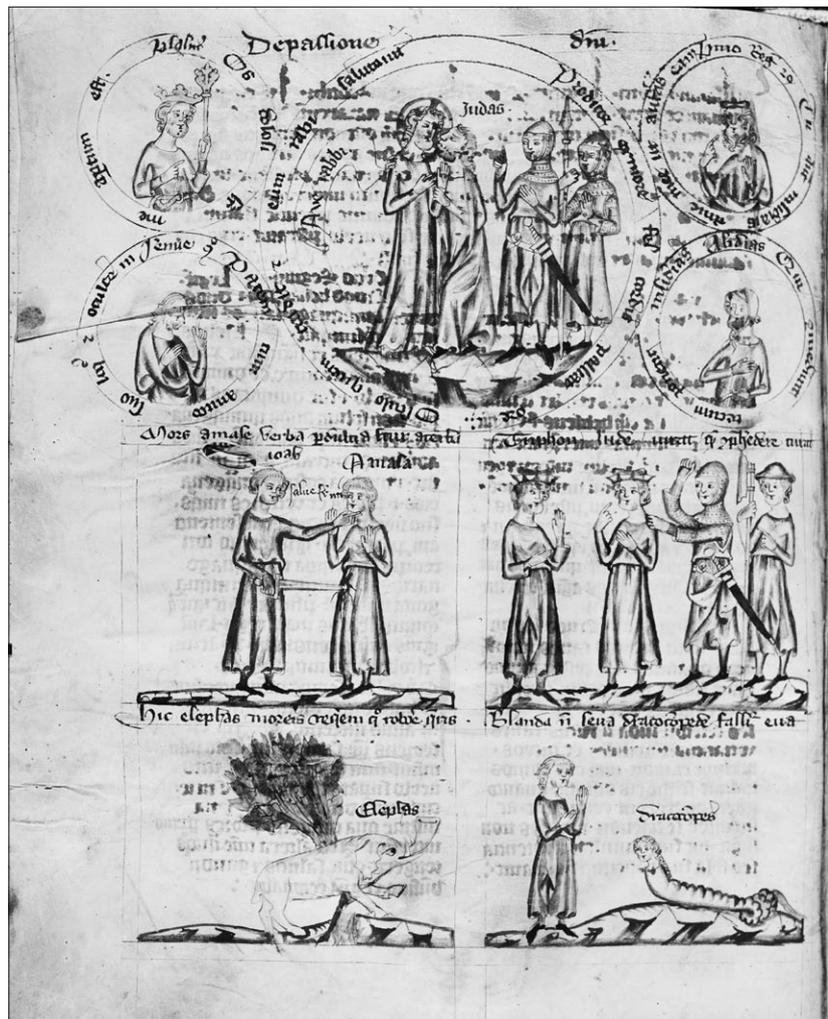


Abb. 3: *Concordantiae caritatis*, Stiftsbibliothek Lilienfeld, cod. 151, fol. 79v. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Großes Medaillon: Judaskuß, untere Reihe links: «Durch die schmeichlerische, nicht durch die wütende Fußschlange wird Eva getäuscht».

Auslegungen informiert – gewährleistet ein visuelles Analogiesystem. Parallelisierte Sinnträger werden nach Möglichkeit auf derselben Seite des Bildes und in dieselbe Richtung gewandt dargestellt (vgl. Judas und die Schlange); unter Umständen deutet auch eine vergleichbare Geste auf den bestehenden Zusammenhang hin (vgl. Christus und die männliche Figur im Naturbeispiel).

### Wie die Schweine

Analysiert man Funktionen und Bedeutungen von Tieren auf Bildwerken des (christlichen) Mittelalters, so darf und muss die eingeübte Fähigkeit zeitgenössischer Rezipien-

tInnen eingerechnet werden, visuelle Korrespondenzen rasch zu erkennen. Ähnlich wie in der vorgestellten Naturallegorese können dabei die Bewertungen bzw. Charakterisierungen der Tiere je nach Bezugspunkt variieren.

So erscheint das Schwein, um ein weiteres Beispiel herauszugreifen, meist durch seine ihm in Bezug auf menschliche (religiöse) Maxime zugeschriebenen, untugendhaften Eigenschaften in der Bildwelt des Mittelalters meist in einem zweifelhaften Licht. In den *Concordantiae caritatis* steht es in dem bereits erwähnten Blatt mit der Versuchung des Teufels (fol. 33v, Abb. 2) für eine der wohl bekanntesten Sünden, die

man dem anspruchslosen Allesfresser zuschrieb: die Völlerei. Ohne an die Folgen für ihre Jungen zu denken, gibt sie sich dem Genuss von Eicheln hin. Die von Ulrich hier gezogene Parallele zur Gaumenlust, die selbst die „schon empfangene Frucht, d. h. den guten, bereits in die Tat umgesetzten Vorsatz“ vernichtet, ist nicht nur vor dem Hintergrund des Evangeliumstexts angebracht, der dem ersten Sonntag in der Fastenzeit zugeordnet ist. Aufgegriffen wird auch das schon seit Plinius d. Ä. bekannte und tradierte Wissen, dass eine zu starke Verfettung während der Trächtigkeit von Schweinen zu Geburtsstörungen führt. Der Vorwurf der „sündhaften Gefräßigkeit“ ist hier – im Unterschied zu vielen anderen Zusammenhängen – also nicht unbegründet. Andernorts steht er nämlich in keiner Relation zum Nutzen, den diese Eigenschaft für die Menschen hatte. Gerade im Umstand, dass die Tiere gute Futterverwerter sind, die wenige Monaten nach der Geburt schon beträchtlich an Gewicht zugelegt haben, besteht doch einer der großen Vorteile der Schweinezucht. Gleiches gilt für die frühe Geschlechtsreife und die große Fruchtbarkeit der Schweine. Doch auch hier wurde – ungeachtet aller Vorteile für die Ernährung – den Tieren unzüchtiges Verhalten unterstellt, um so unter den Menschen eine gesellschaftliche Ordnung zu propagieren, die auf Triebverzicht und Disziplinierung fußte.

Andere Kontexte, wie beispielsweise Kalenderminiaturen, bieten dagegen ein anderes Bild. Eines der gängigsten Motive der Herbstmonate (meist Oktober oder November) ist nämlich die Schweinemast im Walde. Tatsächlich wurden die Tiere in diesen Monaten in die Eichenwälder getrieben, um dort das nötige Gewicht vor der Schlachtung zuzulegen. Diese Art der Tierhaltung diente vor allem der Verminderung von Nahrungsengpässen in den Wintermonaten im Gefolge von schlechten Ernten. Folglich ist es auch das

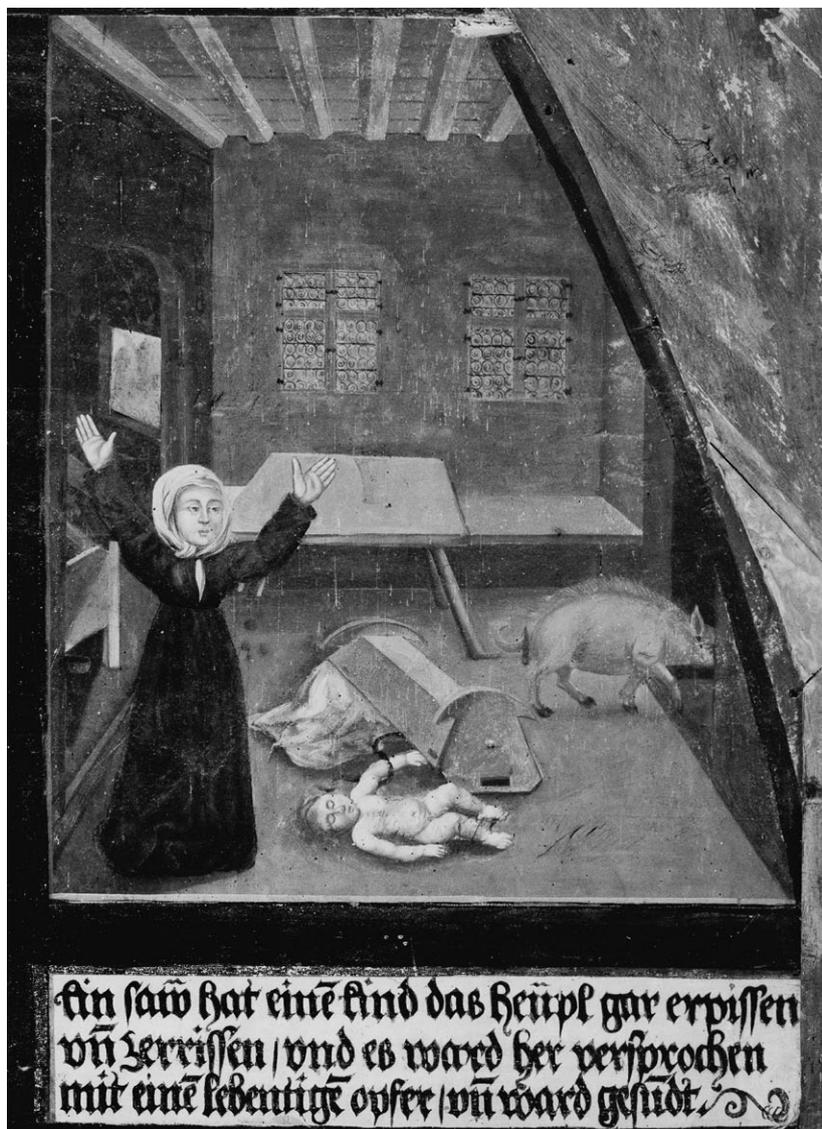


Abb. 4: Votivbild, Pfarrkirche Großmain, um 1513. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Schweineschlachten, das meist für die Monate Dezember oder Jänner als Illustration dient. Beide Sujets sind vor allem in Handschriften häufig vertreten und dadurch mitbeteiligt an der Schaffung eines Bildes vom Schwein als wichtigen Nahrungslieferanten für den Menschen.

Freilich wurden Schweine aber nicht nur in Wäldern gehalten, auch in den Städten des Mittelalters kamen sie mitunter zahlreich vor. Man hielt sie in Koben an den Häusern und ernährte sie mit den Abfällen aus Haus und Garten. Mehrmals am Tag wurden sie über die Plätze und Gassen getrieben, waren aber manchmal sogar freilaufernd in den Straßen anzutreffen. Dass es bei dieser Nähe zum Lebensraum des Menschen zwangsläufig zu Zwischenfällen kam, ist nicht weiter verwunderlich. So wurde in einer Wiener Marktordnung festgehalten, Schweinen, die an Markttagen Ware oder Wägen beschädigten, bei erstmaliger Tat die Ohren abzuschneiden, sie bei wiederholten Vergehen jedoch zu schlachten. Auch Angriffe freilaufender Schweine auf Menschen, namentlich Kinder, sind belegt. In Großgmain hat sich beispielsweise eine Motivtafel aus dem Jahr 1513 erhalten, die neben anderen Unglücksfällen über ein solches Ereignis in Wort und Bild berichtet. (Abb. 4) In der Bildunterschrift heißt es: „Ein saw hat eine[m] kind das heüpl gar erpissen vn[d] zerrissen/ und es ward her versprochen mit eine[m] lebentige[n] opfer vn[d] ward gesu[n]dt“. Zu sehen ist das nach rechts flüchtende Schwein, während das Kind vor der umgestürzten Wiege auf dem Boden neben der wehklagenden Mutter liegt. In England und Frankreich haben sich sogar Berichte über Hinrichtungen von Schweinen wegen der Tötung von Kindern erhalten. Übergriffe auf Menschen sind in den visuellen Quellen des Mittelalters allerdings relativ selten – das Bild des Schweines ist vielmehr geprägt von der durch die Menschen ausgeübten Kontrolle. (Allein in den *Concordan-*

*tiae caritatis* nehmen die Beispiele, in denen ein Schwein geschlachtet oder geschlagen wird, den überwiegenden Teil der Naturverweise ein.)

Eine spezielle Form „kontrollierten Freiraums“ der grunzenden Tiere stellt das Schwein als Attribut des heiligen Antonius „des Großen“ (um 250–356?) dar. Ob sich das Tier tatsächlich von den Dämonen herleiten lässt, die ihn in seiner Einsiedelei in der Wüste in mannigfacher Tiergestalt versucht hatten, ist unklar. In jedem Fall steht das Schwein in Zusammenhang mit der Tätigkeit des 1095 gegründeten Antoniterordens: Anstelle von anderen Almosen akzeptierten sie auch neugeworfene Ferkel als Spende, die in

der Folge von der Allgemeinheit genährt und letztlich dem Orden und Armen zukamen. Gefördert wurde dies durch ein Privileg von Papst Clemens IV. aus dem Jahr 1265, wonach die bereits um 1200 weitverbreiteten Antoniuschweine ohne Einschränkung frei in den Straßen umherlaufen durften. Die durch ein Glöckchen um den Hals erkennbaren Schützlinge des Ordens waren auch noch im 15. Jahrhundert von einschlägigen Verboten in Ratsordnungen spätmittelalterlicher Städte ausgenommen. Auch im Medium des Bildes findet man solche Schweine an der Seite des Heiligen Antonius (Abb. 5) in vielen Kirchen oder anderen religiösen Kontexten.



Abb. 5: Hl. Antonius, Glasmalerei, Neukloster, Wiener Neustadt, 15. Jh. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Das Tier mit dem Glöckchen um den Hals diente aber nicht nur der Identifikation des Heiligen oder als Verweis auf den Orden und dessen Praktiken im städtischen Alltagsleben des Mittelalters. Wir finden es auch verselbstständigt in Form einer Realie, nämlich als Abzeichen der Antoniuswallfahrer.

Ein weiteres Beispiel, in dem das Schwein gewissermaßen als Marker einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe fungierte, sei hier noch angefügt. Der kolportierte Ritualmord des noch bis 1965 (!) als katholischer Märtyrer verehrten Kindes, Simon von Trient, geht zurück auf ein Ereignis des Jahres 1475. Am Ostersonntag dieses Jahres war ein totes Kind von einem Juden namens Samuel aufgefunden worden, der zusammen mit weiteren Juden das Unglück meldete. Daraufhin wurde ihnen der Prozess wegen Ritualmordes gemacht. Insgesamt 14 Juden wurden nach unter Folter erpressten „Geständnissen“ hingerichtet. Ein kurz darauf erschienener, vermutlich florentinischer Stich zeigt die Juden bei der Ausführung ihrer vermeintlichen Tat. (Abb. 6) Auf der Kleidung der dargestellten Personen findet sich ein ringförmiges Abzeichen, zu dessen Tragen Juden in verschiedenen Ländern Europas seit dem 13.

Jahrhundert verpflichtet wurden. In der Mitte des Rings kann hier noch ein Schwein ausgemacht werden. Darin ist weniger eine reale Variante des „Judenrings“ zu sehen, denn die Verknüpfung mit einem anderen, zu diesem Zeitpunkt bereits verfestigten Bildes antijudaistischer christlicher Kunst, der sogenannten „Judensau“. Seit dem 13. Jahrhundert finden sich in ganz Mitteleuropa herabwürdigende Darstellungen, in denen Juden an den Zitzen eines Schweines saugen. Sie haben sich an mehr als 30 Kirchen, aber auch auf Stadttoren, Stadtmauern oder öffentlichen Gebäuden erhalten, wie es beispielsweise auch für das Salzburger Rathaus im späten 15. Jahrhundert belegt ist. Das Diffamierungspotenzial des Motivs ist vielschichtig; unter anderem setzte es die Juden in ein quasi verwandtschaftliches Verhältnis zum Schwein, das für sie gemäß dem mosaischen Gesetz (Lev 11,7) als besonders unkoscheres Tier galt und deshalb, so wie der Verzehr seines Fleisches, gemieden wurde.

Antijudaistische Motive könnten auch in einem anderen visuellen Kontext von Schwein und Mensch eine Rolle spielen. Die Rede ist hier von menschlichen Figuren, die mit einer Art Schweinsrüssel dargestellt sind. Entwickelt hat sich diese Bild-

tradition in der englischen Buchmalerei des 14. Jahrhunderts, wo sie vor allem für die Peiniger Christi in Passionsszenen eingesetzt wurde. Eine kurze, aber große, aufgebogene Nase, die den Blick auf die beiden Nasenlöcher freigibt, und die damit einhergehende Assoziation mit einem Schweinsrüssel sollten offenbar den bösen Charakter dieser Männer unterstreichen. Vor dem Hintergrund der bereits genannten visuellen Engführung Schwein-Jude ist ein Mitschwingen antijudaistischer Absichten gerade bei der Passions-thematik nicht auszuschließen.

Spätestens seit der Übernahme des Motivs auf dem Kontinent ist sein Bezugspunkt jedoch vielmehr das falsche Handeln von Protagonisten und so kommt es in unterschiedlichen Zusammenhängen zur Anwendung. Zum Beispiel finden wir einen schweinsrüssligen Mann in einer Randillustration im Buchschmuck eines *Graduale* des späten 15. Jahrhunderts, das heute in der Stiftsbibliothek Geras aufbewahrt wird. (Abb. 7) Er ist im Begriff, eine Ranke hinauf- oder hinabzuklettern, wird aber scheinbar durch seinen dicken, weit über den Gürtel hängenden Bauch daran gehindert, allzu gut voranzukommen. Die herunterrutschenden Beinlinge und der bedingt durch den feisten Wanst hochgezogene Rock, der die Oberschenkel fast bis zur Scham entblößt, legen es nahe, in diesem Schweinsrüsselträger eine Verkörperung der Völlerei (*Gula*) bzw. der Wollust (*Luxuria*) zu sehen. Der Gesangstext des *Graduale*, den die Randillustration begleitet, stammt aus dem Johannes-evangelium und enthält die Fürbitte Jesu für seine Jünger, kurz bevor sie zum Ölberg aufbrechen (Joh 17,9–19). In Vers 15 spricht Jesus dort: „Ich bitte nicht, dass Du sie aus der Welt nimmst, sondern dass du sie vor dem Bösen bewahrst.“ Der schweinschnäuzige Rankenkletterer bezieht sich auf diese Textstelle, indem er durch sein Aussehen vor sündhaftem Tun warnt.



Abb. 6: „Martyrium“ des Simon von Trient, Kupferstich, nach 1475. (aus Shachar 1974, Taf. 33b)

Hier schließt sich der Kreis zur Schlange mit dem Frauenkopf aus den *Concordantiae caritatis*: Es kommt zur gewollten Überlagerung der Bilder von Mensch und Tier; die Grenze wird im visuellen Befund zugunsten einer eingängigen Lehre überschritten. Wer etwas über die Relation von Mensch und Tier im Mittelalter erfahren will, darf vor der bildlich konstituierten Realität, der solche „Mischwesen“ angehörten, vor dem scheinbar widersprüchlichen Nebeneinander von positiven und negativen Auslegungen und Konnotationen ein- und desselben Tieres oder vor dem Kennenlernen anderer Referenzsysteme nicht zurückschrecken. Ob die Tiere nun als von Gott konzipierte Sinnträger, als Identifikationsangebot, als Marker für Zugehörigkeiten zu einer gesellschaftlichen Gruppe oder vor dem Hintergrund ihres Nutzens für die Menschen ins Bild rücken; sie spiegeln bei näherer Betrachtung der dahinterliegenden Geschichten und der dahinterliegenden Geschichte notwendigerweise die im Titel postulierte Vielschichtigkeit der Mensch-Tier-Beziehungen in den visuellen Medien des Mittelalters. Eindimensional bleibt nur die Perspektive – handelt es sich doch um das vom Menschen (!) entworfene und funktionalisierte Bild des Tieres.



Abb. 7: Rankenkletterer mit Schweinsrüssel, Graduale, Stiftsbibliothek Geras, Ende 15. Jh., fol. 103r, Detail. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems)

## LITERATUR

- H. DOUTEIL, *Die Concordantiae caritatis des Ulrich von Lilienfeld. Edition des Codex Campiliensis 151 (um 1355)*. 2 Bde. Münster 2010.
- U. FRIEDRICH, *Menschentier und Tiermensch. Diskurse der Grenzziehung und Grenzüberschreitung im Mittelalter*. Göttingen 2009.
- M. KEARNEY, *The Role of Swine Symbolism in Medieval Culture*. Blanc Sanglier. Lewiston (NY) 1991.
- T. MACHO (Hg.), *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Ausst. Kat. Berlin 2006.
- F. OPPL, *Leben im mittelalterlichen Wien* 1998.
- D. SCHMIDTKE, *Geistliche Tierinterpretation in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters. (1100–1500)*. 2 Bde. Berlin 1968.
- I. SHACHAR, *The Judensau. A Medieval Anti-Jewish Motif and its History*. London 1974.
- W. A. W. van WELIE-VINK, *Pig Snouts as Sign of Evil in Manuscripts from the Low Countries*, in: *Quaerendo* 26/3 (1996), 212–228.

## Affen und ihre Rolle in der mittelalterlichen Gesellschaft

„*Simia* (< σῆμος < stumpfnasig, daher: Affe) ist ein griechischer Name und bedeutet: mit zusammengedrückter Nase. Daher sagen auch wir *simia*, weil sie durch ihre verdrückten Nasen im Gesicht entstellt und hässlich durch die sie einhüllenden Falten sind. [...] Andere glauben, dass die *simiae* mit einem lateinischen Wort benannt sind, umso mehr, weil bei ihnen die Ähnlichkeit zur menschlichen Art empfunden wird, aber das ist falsch. [...] Die Kinder, die sie lieben, tragen sie vor sich her, die weniger beachteten hängen an der Mutter. Von diesen gibt es fünf Arten, von denen die *cercopitheci* (Meerkatzen) Schwänze haben.“ So beginnt Isidor von Sevilla, der berühmte Enzyklopädist des 6./7. Jahrhunderts, seine Beschreibung der Affen. Die anderen vier Spezies von Affen seien die zottigen *sphyngae*, die ausgeprägte Brüste hätten und gelehrig wären ihre Wildheit zu vergessen, die *cynocephali* mit hundsformigen Köpfen, die in ihren Bewegungen sehr unruhigen *satyri* mit einem angenehmen Gesichtsausdruck und die *callitriches*, welche sich in fast allen Aspekten von den anderen Arten unterschieden. Sie hätten einen Bart und einen breiten Schwanz.

Auf die schwanzlosen Affen hatte sich schon die berühmte frühchristliche didaktische Naturlehre des *Physiologus*, entstanden zwischen dem 2. und 4. Jahrhundert, bezogen, welche großen Einfluss auf die mittelalterlichen Diskurse über Tiere ausübte. Dort heißt es im Zusammenhang mit der Schwanzlosigkeit, dass der Affe die Rolle des Teufels spiele. „Er hat nämlich ei-

nen Anfang, nämlich einen Kopf, aber kein Ende, nämlich keinen Schwanz, so wie auch der Teufel, der am Anfang einer der Erzengel war, aber sein Ende ist nicht zu finden.“ Die Endlosigkeit der Existenz des Teufels wird so mit der Schwanzlosigkeit des Affen verknüpft und wir sind hier mit einem der vielen Beispiele konfrontiert, die zeigen, dass die frühchristliche und mittelalterliche ‚Zoologie‘ als Dienerin der Theologie anzusehen ist. Eine der mittelalterlichen Übernahmen und Adaptierungen des *Physiologus* war etwa der frühmittelhochdeutsche, sogenannte *Millstätter Physiologus* aus der Zeit um 1200: Er widmet sich der Äffin und stellt neuerlich Folgendes fest: „Die Äffin hat das Äußere des Teufels. Sie hat einen Kopf, aber keinen Schwanz; vorne sieht sie schändlich aus, ist aber hinten noch viel schlimmer gestaltet. Als der Teufel den Namen eines Engels trug, in den himmlischen Chören, da hatte er ganz gewiss einen Kopf. Da er ein Lügner und hinterlistig wurde, da verlor er den Kopf, auch des Schwanzes wurde er beraubt.“

Für Konrad von Megenberg, den Regensburger Domkanoniker und Enzyklopädisten (1309–1374), ist in seinem *Buch der Natur* der Affe ein Tier, das dem Menschen an allen seinen Gliedern sehr ähnlich ist. Im Inneren jedoch sei er dem Menschen so wenig gleich wie kein anderes Tier, wie es schon Aristoteles festgestellt hätte. Konrad betont generell, dass Affen ihre Kinder lieben. Darüber hinaus erkennen Affen ihren Herren über Jahre hinaus, wenn derselbe wiederkommt. Allerdings, so betont Konrad, seien sie unmä-

ßig im Essen, grimmig im Beißen und ziemlich unsanft.

Solche und ähnliche Beschreibungen des Tieres wie jene des Konrad von Megenberg, die vom Teufelsbild des Affen im *Physiologus* und seinen Nachfolgern abweicht, lassen sich seit dem 12. Jahrhundert nachweisen. Seit dieser Zeit wurde die Identifikation des Affen als *figura diaboli* weniger relevant; er behielt jedoch seine negative Konnotation, die sich allerdings ‚menschlicher‘ entwickelte: Er wurde zum Sünder und Nachahmer („Nachäffer“). Gleichzeitig wurde er häufiger und mit Hilfe neuer Geschichten in der religiösen Argumentation verwendet, vor allem durch Prediger.

Affen sind somit allgemein als Vertreter der mittelalterlichen Fauna zu sehen, die in den verschiedenartigsten Texten und auch in bildlichen Wiedergaben meist eine negative Botschaft vermittelten. Jene bildlichen Wiedergaben, auch wenn als Symbol und didaktisch-moralisierend aufzufassen, konnten jedoch im klösterlichen Raum zu Schwierigkeiten führen. So ist hier die berühmte Auseinandersetzung des Bernhard von Clairvaux (c. 1090–1153) mit der Ausgestaltung der Kreuzgänge anzuführen: „Im Kreuzgang bei den lesenden Brüdern was machen dort jene lächerlichen Monstrositäten, die wunderbar entstellte Schönheit und wohlgestaltete Hässlichkeit? Was sollen dort unreine Affen? Was wilde Löwen? Was monströse Zentauren? [...] dass man lieber im Marmor als in den Büchern liest [...]“ Abgesehen von diesem Beispiel früher zisterziensischer Lebensform kann die bildliche Wiedergabe von Affen jedoch als akzeptiert und nutzbringend erkannt werden. Vor allem in den Marginalillustrationen spätmittelalterlicher Handschriften treten sie des Öfteren auf. Sie repräsentieren dabei regelmäßig didaktischen Symbolcharakter, im Besonderen als mahnendes Zeichen von Sündhaftigkeit, Vergänglichkeit, Torheit, Nachahmung (Abb. 1), Eitelkeit



Abb. 1: Inbegriffe von Torheit und Imitation: Narr und Affe, der im Begriff ist, eine Narrenkappe aufzusetzen.  
Marginalillustration aus dem Gebetbuch der Barbara von Cilli, Martinus Opifex, 1448.  
Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Hs. 1767, fol. 257r



Abb. 2: Symbol eklatanter Eitelkeit: Ein Affe zieht einen mit einer Schelle besetzten Schnabelschuh an.  
Marginalillustration aus einem Antiphonar des St. Georg-Ritterordens, 1481.  
Graz, Universitätsbibliothek, Hs. 1, fol. 29v

(Abb. 2), Lüsternheit, sexueller Begierde und Faulheit. Diese Botschaften wurden auch regelmäßig in satirischer, parodierender und humoristischer Weise vermittelt.

Die Sündhaftigkeit des Affen wird in mittelalterlichen Bildern und Texten mitunter durch seinen geöffneten Mund, sein Zähnefletschen und Grinsen wiedergegeben, Gesten, welche allgemein als Zeichen der Sünde und Boshaftigkeit verstanden werden. Eine derartige Verbildlichung findet sich etwa auch im zehnten Lied des Oswald von Wolkenstein (c. 1377–1445), in welchem er sich auf die Notwendigkeit bezieht, sich gut auf das Lebensende vorzubereiten, denn im Tod sind alle sündhaften Menschen gleich; wir alle liegen dort und fletschen die Zähne wie die Affen:

*Gedenck ain mensch mit aigenschafft  
geburd und end, was snöder krafft  
wir haben und gewinnen,  
wenn wir dort ligen, zannen als die affen tier,  
küng, kaiser, herzog, grafen, all geleich  
chen mir.*

*Hat jemant güts dann fürgehätzt,  
an zwifel wir das vinden.*

[Der Mensch denke eindringlich  
An die Geburt und an das Ende so  
wie daran, welch hinfallige Macht  
wir innehaben und erlangen,  
wenn wir dort liegen, gleich Affen  
die Zähne fletschen:

König, Kaiser, Herzog, Graf – alle  
sind mir gleich!

Hat dann jemand gute Werke rasch  
vorausgesandt,  
so treffen wir die sicherlich an.]  
(übers. v. Wernfried Hofmeister)

Im mittelalterlichen Europa finden sich, wie in der Gegenwart, frei lebende Affen (Berberaffen) nur im äußersten Süden Spaniens (heutiges Gibraltar). Die Phantasie des Illustrators oder Künstlers spielte damit oft, wie generell bei der Abbildung exotischer Tiere, eine wichtige Rolle. Mitunter werden so Affen in einer Art und Weise dargestellt, welche in der Natur nicht existent war.



Abb. 3: Affe (*symia*) in der spätmittelalterlichen naturwissenschaftlichen Enzyklopädie *Hortus Sanitatis*. Strassburg, Johann Prüss, 1497, *Tractatus de animalibus*, cap. cxxxv

Dies gilt etwa auch für die illustrierten naturwissenschaftlichen Enzyklopädien des Spätmittelalters, wie etwa den *Hortus Sanitatis* (Abb. 3).

Die Gleichsetzung von Affen mit dem Teufel und auch die später auftretende, vorwiegend schlechte Reputation als Sünder wirkten sich augenscheinlich nicht entscheidend auf ihre Akzeptanz bzw. Beliebtheit in manchen Bereichen der mittelalterlichen Gesellschaft aus. So können sie zusammen mit anderen exotischen Tieren bereits recht früh im Besitz von Herrschern angetroffen werden, zu denen sie als Geschenke bzw. deren Austausch sowie auch als Luxus-Handelswaren gelangten. Der Zusammenhang von Affen mit der Außergewöhnlichkeit der materiellen Kultur des Herrschers zeigt sich schon in der Bibel im Buch der Könige und Buch der Chroniken, als über den Reichtum König Salomons berichtet wird: „Einmal in drei Jahren kam die Tarschischflotte und

brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Perlhühner (in anderen Übersetzungen: Pfauen).“ (1 Kg. 10:22, 2 Chr. 9:21) In Bezug auf mittelalterliche Herrscher finden sich Affen bereits bei Kaiser Karl dem Großen (742–814), der neben mindestens einem Elefanten auch Bären, Kamele, Löwen, seltene Vögel und Affen besaß. Kaiser Heinrich VI. (1165–1197) und Friedrich II. (1194–1250) waren Besitzer reichhaltiger Menagerien. Aus Anlass der Heirat Friedrichs II. mit der englischen

Prinzessin Isabella wurde eine Zeremonie veranstaltet, in der Kamele und Dromedare von Sarazenen, Affen und Leoparden von ihren äthiopischen Wärtern geführt wurden. Ab dem 12. Jahrhundert kann ein sich verstärkender Import von Affen nach Europa festgestellt werden, der sich allgemeiner auf die weltlichen Oberschichten als Empfänger konzentrierte. Affen als Repräsentanten einer fernen exotischen Welt erlangten gesteigerte Beliebtheit in den adeligen Menagerien, später im Theater und auch als Haustiere der Oberschicht. Als Haustiere lassen sie sich im 16. Jahrhundert schließlich sogar in manchen bürgerlichen Haushalten nachweisen. Die Besitzer der Affen zeigten hiermit die ihnen gegebenen standesgemäßen Möglichkeiten der außergewöhnlichen exotischen Ausgestaltung ihrer materiellen Kultur, mit welcher sie imstande waren, sich anderen zu präsentieren und von ihnen abzuset-

zen. Darüber hinaus wurden dressierte Affen mitunter von Gauklern öffentlich vorgeführt.

Der fremdländische Charakter der Affen eröffnete auch die Möglichkeit, sie mit bekannten Personen aus der Ferne bildlich und textlich in Verbindung zu bringen, so etwa mit ‚fremden‘ Heiligen. Hier seien zum Beispiel der Heilige Christophorus angeführt oder auch die Heiligen Drei Könige, in deren Tross auf der Reise zur Anbetung des Jesuskindes neben Kamelen oder Dromedaren mitunter auch Affen dargestellt wurden (Abb. 4).

Der dennoch im Allgemeinen schlechte Ruf des Affen im theologisch-religiösen Diskurs konnte auch dazu angewandt werden, um mit unerwarteten Kontrasten zu operieren und hiermit noch stärker didaktisch und moralisierend zu wirken, eine Methode, welche man im Mittelalter regelmäßig nachweisen kann. Hier sei vor allem ein Beispiel erwähnt, das auf einer besonders im 12. Jahrhundert in der Predigtliteratur weiter entwickelten Erzählung beruht. Sie betrifft die Affenmutter, die immer Zwillinge gebiert, von denen sie ein Kind liebt und das andere hasst, eine Geschichte, die ihre Basis schon in den Aesop’schen Fabeln findet. Wenn sie von Jägern verfolgt wird, umarmt sie das geliebte Kind und das gehasste klammert sich an ihren Rücken. Die Äffin ermüdet, lässt unabsichtlich das geliebte Kind fallen und rettet gegen ihren Willen das gehasste. Diese populäre Geschichte wurde für die Vermittlung unterschiedlicher Moral verwendet. Nach Jacques de Vitry (1160/70–1240) ist die Affenmutter eine Sünderin, die Vergnügen und Reichtum umarmt und an deren Rücken sich Sünden klammern. Wegen des Gewichtes derselben wird sie von den Jägern gefangen. Als offensichtlicher Kontrast zu dieser Erzählung finden sich vor allem manche Marginalillustrationen in Handschriften des 15. Jahrhunderts, in denen man auf Affenmütter treffen kann, die Tätig-

keiten verrichten, welche auch von Menschen in dieser Art geleistet werden sollen: die häusliche Tätigkeit des Spinnens und das Aufziehen von Säuglingen oder Kleinkindern (Abb. 5). Die damit vermittelte Botschaft ist in der folgenden Weise zu verstehen: Seht euch die Affenmütter an, jene eigentlich so sündhaften Tiere. Sie ziehen ihre Kinder auf und verrichten Hausarbeit in einer



Abb. 4: Affe im Tross der Heiligen Drei Könige. Zug der Heiligen Drei Könige (Detail), Wandmalerei, lombardisch, 1420/30. Morter (Südtirol), Filiationkirche St. Stephan in Obermontani



Abb. 5: Affen als didaktisches Vorbild: Aufziehen des Kindes und Spinnen als wichtige Teile des weiblichen Raumes und damit modellhafte Tätigkeiten einer Affenmutter, von der man diese nicht erwarten würde. Marginalillustration aus dem Gebetbuch Herzog Karl des Kühnen. Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Hs. 1857, fol. 17v

Art und Weise, in der es auch Frauen tun sollten, es aber häufig nicht machen. Nehmt euch ein Vorbild an ihnen.

Der Affe ist nicht die einzige Kreatur, mit Hilfe welcher eine derartige Botschaft vermittelt wurde. Es ist eine Form der Argumentation und des Diskurses, wie sie in dieser Zeit in gleicher oder ähnlicher Weise auch mit Hilfe der gleichfalls negativ konnotierten Schweine oder Wilden Frauen und Männer angewandt wurde.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Affen im Zusammenhang mit ihrem Aussehen, ihren Eigenschaften, ihrer Herkunft und ihrem damit exotischen Charakter einen Repräsentanten der Fauna darstellen, welcher für den mittelalterlichen Menschen im christlichen Europa besonderes Interesse erwecken konnte. Obwohl seine negative Konnotation als *figura diaboli* und später als Abbild des Sünders deutlich überwog, so konnte er dennoch in bestimmter Kontextualisierung zum Vorbild und als reales Tier zu einem Luxus- und Schauobjekt von Herrschern und anderen Vertretern der Oberschichten werden. Seine wichtige, mitunter kontrastierende Funktion in theologisch-religiösen, soziökonomischen und kulturellen Diskursen ist damit für das gesamte Mittelalter erkennbar.

## LITERATUR

A. CHOYKE/G. JARITZ (Hg.), *Animal Diversities (Medium Aevum Quotidianum, Sonderband XVI)* Krems 2005.

Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla, übers. und mit Anmerkungen versehen von Lenelotte Möller. Wiesbaden 2008.

S. u. L. DITTRICH, *Lexikon der Tiersymbole. Tiere als Sinnbilder in der Malerei des 14. bis 17. Jahrhunderts.* Petersberg 2004.

L.A.J.R. HOUWEN (Hg.), *Animals and the Symbolic in Mediaeval Art and Literature.* Groningen 1997.

H. W. JANSON, *Apes and Ape Lore in the Middle Ages and the Renaissance.* London 1952.

G. JONES, Oswald von Wolkenstein's *Animals and Animal Symbolism*, in: *MLN: Modern Language Notes* 94, German Issue (1979) 524-540.

G. KRÜGER/A. STEINBRECHER (Hg.), *Tierische Gefährten (Historische Anthropologie 19/2)* Köln-Weimar-Wien 2011.

K. von MEGENBERG, Das „Buch der Natur“, Band II, in: R. LUFF/G. STEER (Hg.), *Kritischer Text nach den Handschriften.* Tübingen 2003.

S. OBERMAIER, *Tiere und Fabelwesen im Mittelalter.* Berlin-New York 2009.

M. PASTOUREAU, *Bestiaires du Moyen Age.* Paris 2011.

B. RESL (Hg.), *A Cultural History of Animals in the Middle Ages.* Oxford-New York 2007.

D. SALTER, *Holy and Noble BEASTS, Encounters with Animals in Medieval Literature.* Cambridge 2001.

C. SCHRÖDER, *Der Millstätter Physiologus. Text, Übersetzung, Kommentar (Würzburger Beiträge zur Deutschen Philologie 24)* Würzburg 2005.

*Der Physiologus.* Übertragen und erläutert von O. SEEL. Düsseldorf und Zürich 2003.

## Von fleischlichen Genüssen.

### Tiere als Nahrungslieferanten

#### Fleisch in der Schüssel – aber in welcher?

Als 1475 Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut mit der polnischen Prinzessin Hedwig in der Residenzstadt Landshut Hochzeit hielt, war dies ein derart spektakuläres Ereignis, dass selbst ein Autor des 18. Jahrhunderts noch darauf Bezug nahm und die Feierlichkeit mit den Festen der Ägypter verglich. In den in mehreren Quellen überlieferten Abrechnungen wird unter dem Überpunkt „Kuchenn“ (=Küche) das Schlachtvieh, das aufgetrieben und in der Küche zu

„32 Essen“ verarbeitet wurde, angeführt: 333 ungarische Ochsen, 1.130 Schafe, 285 „prueswein“, 625 Heuerlinge (= im selben Jahr geborene Schafe), 1.537 Lämmer, 490 Kälber, 684 Spanferkel, 12.000 Gänse und 40.000 Hühner. Solche Berichte prägten ein falsches Bild der mittelalterlichen Esskultur. Denn Fürstenhochzeiten waren einst wie heute herausragende Ereignisse, die nichts über die tatsächlichen Zustände und Verbrauchsaufstellungen in diesem Kontext, nichts über die Verfügbarkeit von Fleisch für andere Bevölkerungsschichten aussagten. So schwann

ken die von ForscherInnen ermittelten Verbrauchswerte in beträchtlichem Ausmaß. Bei allen ermittelten Durchschnittswerten sind die umfangreichen Fastengebote im Mittelalter und der frühen Neuzeit zu berücksichtigen: Es gab ca. 230 Tage im Jahr, an denen Fleisch gegessen werden durfte.

In diesem Kontext wurden z.B. erhaltene Ordnungen für Spitäler – Versorgungshäuser für alte und/oder sieche Menschen – ausgewertet und erwiesen sich als aussagekräftig. Aufschlussreich ist z.B. aufgrund ihrer Struktur die Spitalordnung für das Konstanzer Heiliggeist-Spital von 1470 (Dirlmeier 1978, S. 375–381). Die Pfründleistungen (=Verköstigung basierend auf der eingebrachten Geldsumme) unterscheiden zwischen Priester- und Herrenpfründner, oberem Gehorsampfründner (= Mittelpfründe), Gehorsampfründner (= Arme) und unterem Siechpfründner (= arme Kranke). Die Priesterpfründner erhielten an jedem Fleischtage in der Woche (= Montag bis Donnerstag, Sonntag außerhalb der Fastenzeit) je vier Stück Fleisch, gekocht und gebraten; gewichtsmäßig ergab dies pro Tag ca. 1,5 kg Fleisch. Die Herrenpfründner erhielten kleinere Fleischrationen und mehr Gekochtes als Gebratenes (ca. 63 dag pro Tag). Die oberen Gehorsampfründner erhielten nur mehr an drei Tagen in der Woche Fleisch (ca. 56 dag pro Fleischtage). Die Gehorsampfründner fanden nie Fleisch auf ihren Tellern vor. Dem Siechpfründner wurden – wohl aus diätetischen Gründen – kleine Fleischrationen an drei Tagen in der Woche zugesprochen (ca. 37 dag pro Fleischtage). Der Fleischverbrauch der Priester- mit ca. 346 kg und der Herrenpfründner mit ca. 147 kg im Jahr erscheint exorbitant hoch. Beide Gruppen stellten allerdings nur einen kleinen Teil der „Belegschaft“ des Heiliggeistspitals. Der Fleischverbrauch der Mittelpfründner – 77 kg pro Jahr – ist aus heutiger Sicht angemessen. Nimmt man das Kon-

#### Speisezettel des Klosters Mondsee am Fest Mariä Geburt, 8. September 1632

<i>Abttafel zu Mittag</i>	<i>Konventtafel zu Mittag</i>
<i>Rindssuppe</i>	<i>Rindssuppe</i>
<i>Kuddelfleck</i>	<i>Kuddelfleck</i>
<i>Schweineschinken</i>	<i>Geselchter Speck</i>
<i>Versottene Hennen</i>	<i>Versottene Hennen</i>
<i>Gebratener Kapaun</i>	<i>Gebratener Kapaun</i>
<i>Kälbernes Gebratenes</i>	<i>Kälbernes Gebratenes</i>
<i>Pasteten</i>	<i>Pasteten mit jungem Fleisch</i>
<i>Gelbes Kraut</i>	<i>Gelbes Kraut</i>
<i>Rindfleisch und gebratene Vögel</i>	<i>Rindfleisch und gebratene Vögel</i>
<i>Wildpret in Mandelgschärb</i>	<i>Wildpret im Pfeffer</i>
<i>Kalter Fisch in Essig</i>	<i>Gerstenbrei</i>
<i>Artischocken</i>	<i>Gebackenes</i>
<i>Gebratene Hendl</i>	
<i>Schafswürst</i>	
<i>Reis</i>	
<i>Gebackenes</i>	

(Nauwerck 1998, S. 139)

Jahr	Rindfleisch	Kalbfleisch	Schaf/Lammfleisch	Schwein	Geflügel	Wild
1832	54,7	17,5	0,8	6,4	9,7	0,9
1840	49,5	16,7	0,8	8,4	7,7	1,0
1850	41,1	14,7	0,4	12,2	4,8	0,5
1860	42,9	12,6	0,6	16,9	6,1	0,8
1881	41,5	14,1	0,6	25,3	3,1	0,7
1910	41,4	18,3	0,5	Ca. 30	3,9	0,8

*Fleischverbrauch in Graz in kg pro Kopf der Bevölkerung (Quelle: Sandgruber 1982, S. 161)*

stanzer Spital als Spiegelbild der spätmittelalterlichen Gesellschaft, so kann man den Fleischverbrauch der Priester und der Herrenpfründer mit dem der Ober- und oberen Mittelschicht in spätmittelalterlichen Städten gleichsetzen, den der oberen Gehorsamspfründe mit dem der Mittelschicht und den Durchschnittsverbrauch der beiden untersten Pfründe mit dem der Unterschicht. Für das Gros der bäuerlichen Bevölkerung war Fleisch eine Besonderheit, die nur an Festtagen auf den Tisch kam. Ihre Schüsseln füllten bis tief in die Neuzeit Breie, Kraut und Hülsenfrüchte, in die sich nur manchmal eine Schwarte Speck verirrte.

Der Fleischkonsum veränderte sich im Lauf der Jahrhunderte, allerdings nicht aus diätischen, sondern aus ökonomischen Gründen (Sandgruber 1982, S. 153–171). Ein drastischer Rückgang lässt sich etwa für die Montanreviere Österreichs durch den Rückgang der Bergbautätigkeit feststellen, so auch in Tirol, wie es die für die frühe Neuzeit überlieferten Landesbeschreibungen

dokumentieren. Generell lässt sich, wie Sandgruber gezeigt hat, im Lauf des 17. Jahrhunderts ein Rückgang des Fleischverbrauchs in allen Regionen Österreichs feststellen. Das zeigen etwa die Verköstigungsvorschriften in Spitalsordnungen, wie in der des Ennser Bürgerspitals: In den älteren Ordnungen war die Doppelkost, d. h. zum gekochten Fleisch wird als weiterer Gang noch Braten gereicht, durchaus üblich; im 18. Jahrhundert gab es keine Doppelkost mehr. Ähnliche Entwicklungen spiegeln sich in den Ordnungen für das Bürgerspital in Freistadt (16. Jh.: 7 Fleischmahlzeiten pro Woche; 18. Jh.: 3–5 Fleischmahlzeiten pro Woche), Braunau oder Kremsmünster. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeichnet sich zumindest für die Städte wieder ein Anstieg des Fleischkonsums ab. Im 19. Jahrhundert aufgestellte Verbrauchsstatistiken lassen auf einen Pro-Kopf-Verbrauch zwischen 60 und 100 kg in den Provinzhauptstädten und in Wien schließen.

Ähnliche Zahlen ergeben sich aus den für Wien durchgeführten Erhebungen. Die Zahlen zeigen deut-

lich, dass der wichtigste Fleischlieferant wie im Mittelalter und der frühen Neuzeit das Rind war. Erst die veränderten Zuchtbedingungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führten durch Verbilligung zu einem Ansteigen des Schweinefleischkonsums. Die in den historischen Quellen immer wieder zitierte Liebe der Wiener zum „Backhendel“ in der Biedermeierzeit kommt auch in den Statistiken zum Ausdruck, die ab den 1850er Jahren eine Verschlechterung der Lebenssituation signalisieren. Die Zahlen der Statistiken ermitteln allerdings nur einen Durchschnittswert. Der Fleischverbrauch der Oberschicht war deutlich höher. Im 18. und 19. Jahrhundert speiste das Bürgertum – wie Berichte und Speisepläne demonstrieren – zweimal täglich Fleisch. Gesellen erwarteten von ihren Meistern, dass wenigstens zweimal in der Woche ein Braten auf dem Tisch stand.

Für das Jahr 2010 ermittelte die Statistik Austria einen Pro-Kopf-Verbrauch von 99,7 kg Fleisch; die Aufschlüsselung dokumentiert

Jahr	Rindfleisch	Kalbfleisch	Schwein	Schaffleisch	Geflügel	Wild
Um 1750	36,0	6,0	9,0	5,0		
Um 1784	39,6	12,3	13,5	7,0	11,0	0,7
Um 1800	52,0	13,0	10,6	8,1		
1823	70,4	18,3	16,2	5,0	6,3	1,2
1840	61,2	12,1	10,7	2,7	8,1	1,4
1850	46,6	11,6	10,0	2,2	4,9	0,7
1870	54,2	10,2	8,6	1,6	3,7	0,8
1890	36,1	12,2	19,1	0,7	5,2	1,0
1910	32,6	7,8	26,2	0,7	6,8	0,7

*Fleischverbrauch in Wien in kg pro Kopf der Bevölkerung (Quelle: Sandgruber 1982, S. 162)*

Jahr	Rind/ Kalbfleisch	Innereien	Schaf/Ziege	Schwein	Pferd	Geflügel	Sonstiges
2010	18	2,7	1,2	56,8	0,1	20,2	1,0

deutlich die im 20. Jahrhundert erfolgte Veränderung der Ernährungsgewohnheiten hin zu Schweinefleisch und Geflügel.

### Woher kommt das Fleisch?

*Auf jedem unserer Krongüter sollen die Amtmänner einen möglichst großen Bestand an Kühen, Schweinen, Schafen, Ziegen und Böcken halten. Fehlen darf dieses Vieh niemals.*

Aus dem „Capitulare de Villis“ Karls des Großen

Viehzucht und Viehhaltung bildeten und bilden die Lebensgrundlage für Agrargesellschaften. Großvieh, wie Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen liefern einerseits wichtiges Eiweiß in Form von Fleisch, Milch und Milchprodukten für die Ernährung der Bevölkerung. Andererseits produzieren sie den notwendigen Dung für die Felder. Ochsen waren überdies durch Jahrhunderte die Zugtiere schlechthin. Die Anzahl der in Herden gehaltenen Tiere war abhängig von der Futtermittellieferung im Winter. Rinderherden umfassten zunächst nur 12 bis 15 Stück, da die Weideflächen im Sommer zu klein und die Knappheit an Winterfutter ein nicht zu lösendes Problem darstellte. Die Rinder eines Dorfes wurden in den wärmeren Monaten auf der gemeinsamen Dorfweide oder in den offenen Wäldern gehütet. Die Nächte verbrachten sie im Stall. Vor dem Winter und der drohenden Futtermittelknappheit wurden die Kälber oft geschlachtet. Eine Vergrößerung der Herden wurde erst durch die Einführung neuer Futterpflanzen (Kleebau), die Neugewinnung von Ackerland durch groß angelegte Trockenlegungen und ähnliche Maßnahmen möglich.

Der wichtigste Fleisch- und Fettlieferant war das Schwein. Schweine erreichen rasch die Geschlechtsreife, und aufgrund ihrer kürzeren Tragzeit (ca. 112–114 Tage; Hausrind: 280 Tage) werfen sie mehrmals im Jahr. Durch Kastration der Eber förderte man deren Fettansatz. Masttiere wurden im Alter von ein bis drei Jahren geschlachtet. Schweine waren in der Vergangenheit Weidetiere wie Rinder. Im Herbst trieb man sie in die Wälder. Der dort „reich gedeckte Tisch“ mit Eicheln, Bucheckern, Wurzeln, aber auch Insekten und Würmern förderte noch einmal eine Gewichtszunahme vor der Schlachtung. Gewerbe, bei denen für die Fütterung geeignete Abfälle anfielen, wie Müller, Bäcker, Brauer oder Gastwirte, hielten Schweine zumindest zeitweise auch in Ställen. Eine vermehrte Nutzung des Waldes als Holzlieferant verdrängte zunehmend die Schweinemast. Die dadurch rückläufige Zahl des Schweinebestandes, die zu einer Verteuerung der Fleischpreise führte, konnte erst wieder durch die Einführung neuer Futtermittel (z.B. Kartoffelanbau) gesteigert werden.

Schafe gehören neben Ziegen zu den genügsamsten Tierrassen. In milden Wintern konnte man Schafe mindestens acht, Hammel auch neun bis elf Monate lang auf der Weide lassen. Mussten sie dann im Stall gefüttert werden, stellten sie an das Winterfutter kaum Ansprüche: Sie begnügten sich auch mit Stroh und Futterlaub. Das Schaf spielte zwar eine wichtige Rolle als Fleischlieferant, noch größer war aber die Bedeutung seiner Wolle für die mittelalterliche und neuzeitliche Textilproduktion. Schafwolle wurde zu Feintuch, Loden oder Filz verarbeitet.

Die Fleischversorgung erfolgte zunächst auf lokaler Ebene. Um den Bedarf in den ab dem 13. Jahr-

hundert entstehenden Ballungsräumen zu decken, fanden in den Städten neben lokalen wöchentlichen Viehmärkten ein- bis zweiwöchige Viehmärkte statt, an denen Herden aus entfernter gelegenen Gebieten aufgetrieben wurden, in Köln etwa Schweineherden aus den Niederlanden oder den niederdeutschen Mastgebieten. Im Gegensatz zu Schweinen konnte man Rinder über weitere Strecken auftreiben. Aufzuchtgebiete für Mastochsen lagen im Norden jenseits der Getreideanbauzonen, etwa in Jütland. Weitere wichtige Regionen reichten von Polen, Böhmen und Ungarn bis nach Russland und Rumänien. Zumindest bereits seit dem 14. Jahrhundert wurden die aus dem Steppenrind gezüchteten ungarischen Rinder quer durch Europa getrieben. Diese Rinderrasse eignete sich besonders gut für den Handel, da sie trotz der Strapazen des Transportes über weite Strecken nur wenig an Gewicht verlor. Vor Ort angekommen, erreichten sie binnen kurzer Zeit auf den eigens dafür zur Verfügung gestellten Weiden wieder rasch das notwendige Schlachtgewicht. Wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts an die 150.000 Stück aus den Weidezonen in den nördlichen und östlichen Randgebieten Mitteleuropas in die Kernregion getrieben, so waren es um 1600 bereits 350.000 Rinder (meist Ochsen) pro Jahr. Dänische Ochsen wurden nach Hamburg und Lübeck, in die Niederlande sowie in das Rheinland (Köln, Frankfurt am Main und Hessen) getrieben. Aus dem ost- und südosteuropäischen Raum wurden die Herden nach Österreich, Mähren, Süddeutschland bis zum Rhein, Tirol und Venedig getrieben. Die Viehhandelswege folgten, wenn möglich, den gras- und wasserreichen Flussniederungen. – Ein Rind benötigt an heißen Tagen für die Verdauung rund 180 Liter Wasser. Die Herden

legten pro Tag 20–40 km zurück. Der Haupttrieb für ungarische Rinder nach dem Westen erfolgte in den Monaten August bis Oktober nach der Sommermast.

Neben dem Großvieh sorgte auch Kleinvieh, gezüchtet oder gefangen, für tierisches Eiweiß. An der Spitze steht dabei das Huhn. Der Kapaun – der im Alter von etwa 12 Wochen kastrierte Hahn – lieferte das beste Hühnerfleisch. Die Henne produziert während der Geschlechtsreife Eier, im Alter gekocht eine nährreiche Suppe. Hühner kann man mit Ernst Schubert (2006, S. 121) als sozial integratives Nahrungsmittel bezeichnen: Es gackert auf Burgen, in Klöstern, in den Höfen der Bürgerhäuser und auf Bauernhöfen. Eier zählen zu den Grundnahrungsmitteln. So verbrauchte das Basler Spital für die 100 zu verköstigenden Personen im Jahr 37.000 Eier. Weit verbreitet war auch die Gänsehaltung. Tauben wurden wegen Fleisch, Federn und Dung gehalten, nicht nur am Dorf, sondern auch in den Städten. Vögel waren generell beliebte Nahrungsmittel. Nicht nur die begehrten Krammetsvögel – am Spieß gebratene Wacholderdrosseln –, sondern auch Dohlen, Rohrdommeln und Krähen wurden verspeist. Die Größe und damit Fleischmenge der Vögel reduzierte höchstens die Verwertbarkeit, was Rezepte angeht, nicht aber ihre Beliebtheit. So schlägt Marx Rumpolt, der Mundkoch des Mainzer Kurfürsten und Verfasser des 1581 in erster Auflage erschienenen „New Kochbuch“, des ersten Lehrbuches für die Ausbildung zum Profi-Koch, für die Verwertung eines Kapaunes 24 verschiedene Speisen vor, für die von zahmen Tauben immerhin noch 20, für die von kleineren Turteltauben acht; für Schwalben, Nachtigallen und andere Kleinvögel fällt ihm zumeist nur mehr eine Möglichkeit – das Braten – ein. Noch im 18. Jahrhundert wurden auf den Märkten in Zürich Blau- und Kohlmeisen angeboten.

Wann welches Fleisch auf den Märkten verfügbar war und zu

### Wie das Fleisch besorgt werden soll

*Auf Ostern soll der Küchenmeister durch die Einkäufer 10 oder 12 Kälber bestellen, und 2 Lämmer, das genügt. Sofern es nicht reichen sollte, gibt man Fisch, Wildpret, Rauchfleisch oder anderes.*

*Am Karsamstag frühmorgens soll man 24 Braten hacken (=zurechtmachen) und 2 Lammviertel. Diese sollen alle im Backofen der Pfisterei gebraten werden. Die Braten lasse man mit Eier bestreichen. Zum Bestreichen gibt man 30 Eier. Den Pfistern soll man ein Brätel davon geben für ihre Arbeit. Und drei Mäßl Wein, wenn sie die Braten bestreichen.*

*Der Gesindekoch soll die Braten in der Küche zurichten und dem Pfister übergeben und soll helfen, sie zu bestreichen.*

**Anordnung aus dem Wirtschaftsbuch des Klosters Mondsee für die Osterfeiertage, 1538 (Nauwerck 1998, S. 156)**

welcher Jahreszeit die einzelnen Fleischsorten am besten munden, auch darüber unterrichten uns Haushaltungsliteratur und Kochbücher, so etwa Krescentia Buchner im „Allerneuesten Münchener Kochbuch für baierische Mädchen und Hausfrauen“, 1813 in München erschienen. Für den Jänner empfiehlt sie Rindfleisch, Kalbfleisch, Schafffleisch, Schweinefleisch, Rot- und Schwarzwildbret, Hasen, Fasane, Indiana (= Truthahn), Rebhühner, Kapaune, Hühner, Tauben und Vögel. Im Februar wird die Liste um Spanferkel erweitert, im März um junge Hasen, im April um Lammfleisch. Im Mai rät sie zu Schaf- und Kalbfleisch und Geflügel; in den Monaten Juni bis August kommt Schweinefleisch dazu, wobei im August die Spanferkel am besten sind. Die gute Fütterung der Rinder über die Sommermonate zeigt sich in der Qualität des Rind- und Kalbfleisches im September. Die Herbstmonate zeichnen sich laut ihrer Meinung durch eine gute Versorgung mit qualitativ hochwertigem Wildbret

aus. Den November kennzeichnet in der Versorgungslage ein Rückgang des Kalbfleisches und eine mindere Qualität des Schweinefleisches. Krescentia Buchner rät zu geräuchertem Fleisch, wie Schinken, Zunge und Würsten.

### Warum Fleisch?

Fleisch stellt einen, wenn nicht den wichtigsten Eiweiß- und damit Energielieferant dar. Dieser Tatsache war man sich bereits in der Vergangenheit bewusst. Regeln, den Fleischkonsum betreffend, fanden Eingang in die Gesundheitslehren. Sie betrafen allerdings nicht die zu konsumierende Menge, sondern die „Qualität“ des Fleisches in Hinblick auf ihre Auswirkung auf den menschlichen Organismus.

Bis ins 17. Jahrhundert beeinflusste die Theorie der Körpersäfte die Ernährungslehre. Die Vorstellung von der Welt als Verbindung der vier Grundelemente (Feuer, Wasser, Luft und Erde), denen die Primärqualitäten – Wärme, Feuchtigkeit, Trockenheit und Kälte – zugeordnet wurden, bestimmte ihr zufolge auch die Natur des Menschen.

In Verbindung mit der Vier-Säftelehre – die Gesundheit des Menschen wird durch ein ausgewogenes Verhältnis der vier Körpersäfte – Blut, Schleim, schwarze Galle und gelbe Galle bestimmt – war das jeweils im menschlichen Körper vorherrschende Element für dessen Temperament und damit für das ihn dominierende Qualitätspaar verantwortlich: Der Choleriker war demzufolge warm und trocken, der Sanguiniker warm und feucht, der Phlegmatiker kalt und feucht, der Melancholiker kalt und trocken. Auch die einzelnen Nahrungsmittel verfügten – so glaubte man – über definierbare Beschaffenheiten und konnten daher zu Ausgleich bzw. Ergänzung der Körpersäfte und damit zur Stabilisierung der Gesundheit herangezogen werden.

Auch Hildegard von Bingen (1098–1179) beschäftigt sich in ih-

rer Naturkunde (*Libersimplicismedicinae* oder *Physica*, 1151–1158) im Abschnitt „Buch der Tiere“ mit der „Qualität“ der Fleischsorten. Unterschiedliche Argumente werden Pro und Contra vorgetragen. Bärenfleisch soll man wegen seiner sexuell stimulierenden Wirkung nicht genießen. Auch der Genuss von Schweinefleisch sei nicht zu empfehlen, da es im Menschen ungesunde Hitze hervorruft. Pferdefleisch sei zäh und daher unverträglich. Eine gute Nahrung stellt das Fleisch des Hirsches dar: „Er ist sanft und frißt reines Futter. Sein Fleisch stellt für Gesunde wie Kranke eine gute Nahrung dar.“ (Hildegard von Bingen 1996, S. 99). Gleiches gelte für das Rehfleisch. Ochsenfleisch empfiehlt Hildegard von Bingen nur mit Einschränkungen: „Sein Fleisch taugt wegen der Kälte, die ihm eigen ist, nicht zur Speise für einen kalten Menschen. Dem warmen aber, der von Natur aus warm ist, ist es wegen der Kälte, die im Ochsenfleisch ist, als Speise zuträglich.“ (ebd. S. 102). Schafffleisch ist zu empfehlen. Das sanfte Temperament des Tieres wirkt sich auf die Bekömmlichkeit des Fleisches für Gesunde und Kranke aus.

Ernährungsfragen nahmen in den Gesundheitsbüchern des Mittelalters, den *Regimina Sanitatis*, einen breiten Raum ein. Die Ernährung des Menschen sollte Rücksicht auf die Beschaffenheit des Menschen nehmen. Eines der bekanntesten Regimen ist das „*Tacuinumsanitatis*“ des *Ellbochasim* aus Bagdad. Das Werk gibt Aufschlüsse über die wichtigsten Nahrungs- und Genussmittel und ordnet diesen bestimmte Eigenschaften gemäß der Viersäftelehre zu. Aus dem Arabischen wurde es vermutlich am Hof Manfreds in Sizilien zwischen 1254 und 1266 übersetzt; 1533 wurde es aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Die deutschen Fassungen sprechen von den „Schachtafeln der Gesundheit.“ Unter den mehr als 170 im „*Tacuinumsanitatis*“ angeführten Nahrungsmitteln – Gemü-

sesorten, Obst, Getreide, Gewürze und dgl. mehr – finden sich auch diverse Fleischsorten, gängige wie Kalb und Schwein, aber auch für unseren Gaumen ungewöhnliche wie Pfaue oder Kraniche. Der knapp gefasste Text gibt jeweils Empfehlungen zur Verbesserung der Eigenschaften der einzelnen Fleischsorten; so heißt es etwa beim Schwein: „Komplexion: kalt im ersten, feucht am Ende des 2., nach anderem im 3. Grad. Vorzuziehen von kastrierten, abgehetzten Tieren. Nutzen: gut für warme und trockene Körper und für Magere, da es viel und reichlich nährt. Schaden: schlecht für phlegmatische Mägen und solche, die nur wenig essen sollen. Verhütung des Schadens: mit Gewürzen aus wohlriechenden, erwärmenden und anreizenden Stoffen. Was es erzeugt: reichliche und feuchte Nährstoffe. Zuträglich für Menschen mit warmer Komplexion, für Jugendliche, im Herbst und in südlichen Gegenden.“ (Unterkircher 2004, S. 112).

Auch in der „Küchenmeisterei“ von 1485 aus Nürnberg, dem ersten gedruckten Kochbuch in deutscher Sprache, wird in der Einleitung auf die Ernährungslehren Bezug genommen: „Erkennst du deine Natur, so erkennst Du auch, was gegen deine Natur ist; dem entsprechend bereite dein Essen zu. [...] Also ist glücklich und weise, der auf die Zeit achtet und das Maß solcher Mischung richtig trifft und daher mit Weisheit geordnet lebt. Denn die Meister sprechen, Ordnung sei Weisheit und Weisheit sei Ordnung. Und die gute Gewohnheit bewahrt den guten Brauch und führt zu gutem Ende. So bewahrt die Mäßigung die Gesundheit, denn alles, was den Leib betrifft, soll in Maßen geschehen. Ganz auf Diätetik ausgerichtet ist das 1545 von Walter Hermann Ryff verfasste „*New Kochbuch für die Krancken*“. Neben Direktiven für die Pflege und den Umgang mit Kranken gibt Ryff Anweisungen für die der jeweiligen Krankheit angepasste Ernährung, basierend auf

der Vier-Säfte-Lehre und der Zuordnung einzelner Nahrungsmittel zu den Elementarqualitäten.

### Welches Tier kommt auf den Teller?

*„Bei diesen unseren Zeiten ist kein Tier mehr sicher, weder auf Erden, weder in dem Wasser, dass man es nicht fängt, kocht und auf die Tafel setzt. Der Hirsch muss also seinen Ziemer hergeben, die wilde Sau ihren Kopf, die einheimischen Schweine ihr Gedärm, der Biber seinen Schweif, der Bär die Bratzen, der Ochs seine Brust, der Gams seine Schlegel, die Rutten ihre Leber, der Karpfen seine Zung, das Kalb sein Hirn, kein Tier auf der Welt ist nicht sicher, außer – der Krokodil, den kann fressen, wer da will.“*

Abraham a Santa Clara

Diese Zeilen des Barockpredigers Abraham a Santa Clara sprechen ein Phänomen an, das in noch stärkerem Umfang für das Mittelalter galt. Neben den auch heute noch üblichen Fleischlieferanten wie Rind, Schwein, Huhn usw. verspeisten die einen aus Prestige Gründen Tiere wie Pfau oder Schwan, andere aus Fleischmangel Katzen, Ratten oder Igel. Andere Tiere wie z.B. Murmeltiere waren ein in Mittelalter und Neuzeit gängiges Nahrungsmittel. So führt Marx Rumpolt in seinem Kochbuch sechserlei Speisen an, die man aus Murmeltieren zubereiten kann: Die Innereien – Lunge und Leber – kocht er mit dem Blut in Rindsuppe, säuert mit Wein oder Essig und würzt mit Pfeffer. Bei einer anderen Speise fügt er auch die Eingeweide hinzu. Mit Zwiebeln und Pfeffer bereitet er Murmeltierfleisch wie Hasen zu. Am Spieß wird es über dem offenen Feuer wie ein Spanferkel gebraten. Gesottene, gepfefferte oder in Rüben oder Kraut eingekochte Murmeltiere wurden in Zürich noch im 18. Jahrhundert auf dem Markt verkauft (Hauser 1987, S. 91). Rumpolt verwertet auch den Schwanz des Bibers, macht aus

Eichhörnchen einen Braten und schreckt auch nicht vor den Stacheln des Igels zurück: *Eynen eynheimischen Igel kanstu zum Braten oder eynmachen nemmen. Auch ist er gut in Pasteten, sonderlich wenn mans kalt eynmacht.*

Selbst in dem Kochbuchbestseller des 19. Jahrhunderts, in der „Süddeutschen Küche“ der Katharina Prato, 1858 beim Verlag Leykam in Graz erschienen, finden sich Zubereitungsarten für Fischreier, Fischotter oder Biber: Der Fischreier soll zunächst in Essigwasser gekocht werden, damit er den unangenehmen Geschmack verliert; dann bereitet man ihn wie eine Wildente. Biber und Fischotter können gedünstet oder gebraten werden. Die Fleischstücke dünstet man in einem Wurzelsud. Will man ihn braten, so beizt man den Schlegel zunächst wie Wild und brät ihn dann mit Sardellen gespickt. Die Sauce

kocht man mit Kapern auf. Fischotter und Biber hatten den Vorteil, dass ihr Fleisch aufgrund ihres Lebensraumes an Fasttagen verspeist werden durfte. Bei Katharina Prato werden diese beiden Tierarten noch immer in dem Kapitel, das die Zubereitung der einzelnen Fischarten behandelt, angeführt. Ebenso finden sich in der „Prato“ zahlreiche Rezepte für Weinbergschnecken, Krebse oder Frösche, die aufgrund ihres häufigen Vorkommens im 18. und 19. Jahrhundert ein Volksnahrungsmittel waren. Schnecken im Gehäuse servierte man mit Kren und Butter oder mit Knoblauch; man bereitete aus den Schnecken mit Sardellen, Scharlotten und Gewürzen eine Fülle, mit der man die Schneckenhäuser wieder füllte. Man servierte Schneckenhaschee auf Semmelschnitten oder Schnecken Salat. Die in Essigwasser mit Gewürzen gekochten Froschschenkel brachte man mit Buttersauce auf den Teller, als Ragout oder gebacken als „Froschkotelett“.

### Alles wird verwertet

In Zeiten hoher Fleischpreise und Fleischknappheit wurden Schlachttiere, egal ob Rind, Schwein, Schaf oder Huhn, bis auf die letzte Sehne, den letzten Knochen verwertet. Der zu Beginn des 14. Jahrhunderts tätige Spielmann, der sich selbst König vom Odenwald nennt, gibt uns in seinen Lobgedichten auf die Gans, das Huhn, die Kuh, das Schaf und das Schwein anschaulich Einblick in die übliche Verwertung. In Kochbüchern des Mittelalters und der Neuzeit findet man Rezepte für die Verwertung von Kalbseuter und Kuttelfleck, Schafsfüßchen oder Kalbsinnereien, inklusive Gekröse (= in Kochrezepten weit gefasster Begriff, der Bauchfell, Eingeweide etc. umfassen kann).

In dem 1691 in Nürnberg im Druck erschienenen „Nürnberger Kochbuch“, dessen Inhalt in weiten Teilen aus der Feder Anna Juliana Endters, der Gattin des Ver-

### Blut und Innereien

*Eine Vorspeise: nimm die Lunge und die Leber und fang das Blut von einem Hasen auf, und hack es klein und siede es mit dem Blut, mit dem Wildfleisch, mit Wein und mit Essig und mit einer guten Brühe; und hack Speck ganz klein auch dazu, und lass ihn zuvor in einer Pfanne aus. Schlag ihn mit geröstetem Roggenbrot durch ein Tuch, und würz es und lass es aufwallen.*

Quelle: Kochbuch aus Südwestdeutschland, zweite Hälfte 15. Jahrhundert (Ehlert 1999, S. 133)

legers, stammt, finden sich diese Art von Rezepten unter dem Titel „Vor=Richten“ zusammengefasst: Angeführt werden die Verarbeitung von Innereien, die verschiedenen Zubereitungsarten von Köpfen (Schweinskopf, Kalbskopf usw.), Zungen, Hirne, Gekröse, Füße etc. Weitere Rezepte dafür werden dann noch im zehnten Teil angeführt, der sich mit den sogenannten „Neben=Essen“ beschäftigt, also den Speisen, die zusätzlich zu den Hauptgerichten bei den einzelnen Gängen auf den Tisch kamen. Aus Innereien wie Leber und Bries werden kleine Würste und Knödel hergestellt oder Ravioli gefüllt. Die intensive Verwertung von Schlachtvieh findet in allen Küchen statt, in denen der Bürger – das Nürnberger Kochbuch richtet sich in der Vorrede ausdrücklich an die Bürgerfrauen der Reichsstadt – und in denen des Adels. Auch in dem 1719 erschienenen „Neuen Saltzburgischen Koch-Buch“ des Conrad Hagger, der Leibkoch der Fürsterzbischöfe von Salzburg war, fehlen solche Rezepte nicht, die aus unserer Sicht Schlachtabfälle verarbeiten: Hagger arbeitet die Schlachttiere vom Kopf zum Schwanz ab: Unter den 120 Rezepten zur Zubereitung der einzelnen Teile des Rindes beginnt er mit dem Ochsenkopf, macht aus den Ochsenaugen Pofesen oder Frikassee. Für das Maul, die Ohrwangen und Ohren, für die Zunge, die Lungen oder den Magen hat er zahl-

### Das ist ein Gedicht vom Schwein und dessen Nutzen, das der König vom Odenwald geschickt erdacht hat

*„[...] Von ihnen (= Schweine) kommt die sauer angemachte Leber, / sie wird gefüllt und gebraten: /*

*Wohl denen, die sie sich leisten können. / Gebriht und geräuchert verliert sie nicht an Gehalt. / Jetzt werde ich Überlegungen zu / den Würsten nach vier Herstellungsarten anstellen: / vom Hirn und vom Blut, / auch heiße Leberwürste / und Würste aus Brät / bewahrt man für später auf. / Gegrillte Braten / lassen auch Heißhunger aufkommen. / Es ist kaum verwunderlich, / daß sich saftige Stücke darunter befinden. / Kopf, Ohren, Schwanz, Füße, / Rüssel und / die vier Beinstücke vom Schwein / werden in Essig und Gelatine eingelegt. / Aus Zunge, Milz und Magen werden / Beilagen zu Speisen bereitet. / [...] / Schultern und Schinken / sind nahrhaft für Gebärende und Ammen. / Aus Schweinefleisch entstehen üppige Mahlzeiten, / die Bräutigam und Braut verzehren. [...]“*



CAP. XXIX.



CAP. LXVI.

reiche Rezeptvorschläge. Kuttelfleck serviert er in Speck und Petersilie oder in einer gelben Zwiebelbrühe. Nach Verarbeiten der besten Stücke vom Rind landet Hagger schließlich beim Schwanz, bei Füßen und Euter, den er am Rost bzw. Spieß brät oder eingemacht serviert. Selbst aus Hirschohren wurden „wohlschmeckende“ Gerichte zubereitet: Sie werden in einer braunen Soße serviert, die mit Wein, Zitronensaft und verschiedenen Gewürzen abgeschmeckt ist, so zu lesen im „Allerneuesten Kochbuch für Fleisch- und Fasttage“, verfasst von Maria Anna Bußwald, „vormahlige Köchinn bey Ihrer Excellenz Frau Rosalia Gräfinn von Attems“, 1803 in Graz im Druck erschienen.

Fleisch wurde auf die verschiedensten Arten zubereitet, je nach Beschaffenheit und Alter des zu verwertenden Schlachtieres. Diese, ob Huhn oder Ochse, konnten im Ganzen am drehenden Spieß gebraten werden oder zerlegt in Pfannen und Töpfen. Wie heute unterschied man in Mittelalter und Neuzeit zwischen hochwertigem Fleisch, das im Stück oder als Schnitzel oder Karbonadel (= Rippenstück vom Rind oder Schwein, aus dem mit dem Knochen Kotelett geschnitten werden) gebraten wurde, und solchem, das als Ragout oder gekocht gereicht wurde. Bis in die Barockzeit hinein bevorzugte man eher stark gewürzte Speisen, oft wohl auch um den durch nicht sachgemäße Lagerung entstandenen „Eigengeschmack“ des Fleisches zu überdecken. Überdies waren Gewürze und ihre Verwendung neben der Menge des Fleisches in den Schüsseln ein Zeichen für den Reichtum eines Haushaltes. Minderwertiges Fleisch bis hin zu Schlachtabfällen verarbeitete man zu Füllungen in Pasteten

*Bilder aus der „Georgica curiosa“, einem Lehrbuch über Haus- und Landwirtschaft nach dem Verständnis des 17. Jahrhunderts, Autor war der österreichische Landadlige Wolf Helmhardt von Hohberg (1612-1688). Alle Fotos: Institut für Realienkunde Krems*

und dgl. mehr, die im gehobenen bürgerlichen und im adeligen Haushalt durch ihre ideenreiche Ausgestaltung zur Zierde der Tafel wurden. Conrad Hagger liefert in seinem „Neuen Saltzburgischen Kochbuch“ Anleitungen zur Herstellung von Fleischpasteten in Form von Löwen, Hirschen, Gämsen, Enten, Schwänen usw. Dabei verwendete er beim Geflügel Köpfe, Hälse, Flügel und Federn der geschlachteten Tiere.

Die in den Kochbüchern beigegebenen Zusammenstellungen der Speisefolgen zeigen, dass die einzelnen Fleischsorten beliebig kombiniert wurden. Bis etwa um 1800 wurden die Mahlzeiten à la française aufgetragen, d.h. in mehreren Trachten (=Gängen) wurden zahlreiche Gerichte auf Platten und Schüsseln gleichzeitig auf den Tisch gestellt. Erst um 1800 begann sich die heute gewohnte Art des Servierens (à la russe) durchzusetzen. Vorschläge für ein „kaiserliches Banket“ in Marx Rumpolts „Ein new Kochbuch“ umfassen drei Gänge, bestehend aus 27 Gerichten für den ersten, 30 für den zweiten und 87 für den dritten, den „Nachspeisen“-Gang. Gastmähler der „Grafen und Herren“ sollen der Meinung Rumpolts nach jeweils aus ca. 20 Gerichten pro Gang bestehen. Der Variantenreichtum der Fleischspeisen war groß: Der erste Gang brachte u. a. Truthahn, Rindfleisch, Kalbfleisch, Lungenbraten vom Rind, Nierenbraten vom Kalb, gefülltes Spanferkel, Wildpastete, mit Kastanien und Quitten gefüllte Gans, Pfau und Karbonadeln auf die Tafel; der zweite dann in erster Linie alle Arten von Federwild, Meerschweinchen, Hasen und Wildbret. Rumpolts Vorschläge für bürgerliche Gastmähler, die ungefähr so ernst zu nehmen sind wie ein Kochbuch von Bocuse, bestanden ebenfalls aus drei Gängen; Anzahl der Gänge und Qualität bzw. Originalität der verwendeten Fleischsorten zeigen sich deutlich reduziert: Zum ersten Gang wurden in vier Schüsseln aufgetragen

„ein Rindfleisch gesotten in Merrettich / Ein Kappaunen Suppen mit geräuchertem Fleisch umblegt, und ein Lungenbraten auch in die Suppen / Ein gute gefüllte Spensaw / Ein saur Kraut gekocht mit geräuchertem Speck und mit alten Hünern.“ Als zweiter Gang dienten dann vor allem im Stück gebratenes Fleisch: „Schweinen Fleisch in ein Pfeffer / Ein Kälbern-Braten / Ein Hammels Keul / Ein Schweinen Braten / Ein Kappaunen ein Gans, Feldhüner, Vögel, ein Lamb oder Kitzlin, diß alles gebraten, und in ein Schüssel angericht / Eyn gedämpfft Rindfleisch mit Wacholderbeer / Ein Reiß gekocht in Milch / Kalbfleisch gekocht gelb mit Limonien / Ein Kälberne Gallrat(=Gallerte) saur und gelb.“ Als dritter Gang wurden Süßspeisen, Käse und Nüsse gereicht.

Im Vergleich dazu wirken die heute von Spitzenrestaurants angebotenen Dinner-Zusammenstellungen direkt ärmlich: z. B. 1. Gang: Schnitte und Praline von Entenle-

ber, Zwetschkenmus, Salzkaramell, Walnussstreusel und in Kakaobutter gebratener Brioche; 2. Gang: Gelbe Suppe (Kärntner Kirchtagssuppe), Flusskrebse, Basilikum und Reindlingtascherl; 3. Gang: geangelter Wolfsbarsch, geschmorter Paprika und Gelée, mariniertes Ricotta und Chorizosud; 4. Gang: gebratenes Dry Aged Ox Filet und in Pfeffer glasierter Schulter, Zwiebel, Schalotten, Schmorzwiebelcreme, Senfkohl und Braterdäpfelflan; 5. Gang: geeistes Vanillejoghurt, Hollerröster, Vanilleöl und Florentiner; 6. Gang: Schnitte von der Macaé Schokolade (62% aus Brasilien), glasierte Himbeeren und Geleé, knusprige Brownies und weißes Schokoladenpulver.

Würde man die gefüllten Schüsseln bzw. Teller vergleichsweise nebeneinander stellen, so würde sich zeigen, dass sich auch die Größe der Portionen deutlich verringert hat, zumindest in den sich der „Haute Cuisine“ widmenden Restaurants.

## LITERATUR

- T. A. BAUER, *Feiern unter den Augen der Chronisten. Die Quellentexte zur Landshuter Fürstehochzeit von 1475*. München 2008.
- N. BENECKE, *Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung*. Stuttgart 1994.
- U. DIRLMEIER, *Untersuchungen zu den Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters*. Heidelberg 1978.
- T. EHLERT, *Münchner Kochbuchhandschriften aus dem 15. Jahrhundert*. Frankfurt 1999.
- A. HAUSER, *Was für ein Leben. Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert*. Zürich 1987.
- H. von BINGEN, *Das Buch von den Tieren, nach den Quellen übersetzt und erläutert von Peter RIETHE*. Salzburg 1996.
- A. NAUWERCK, *Speisen wie die Äbte und essen wie die Mönche*. Neumarkt 1998.
- O. PICKL, *Routen, Umfang und Organisation des innereuropäischen Handels mit Schlachtvieh im 16. Jahrhundert*. In: A. NOVOTNY/O. PICKL, *Festschrift Hermann Wiesflecker*. Graz 1973, S. 143–166.
- M. RUMPOLT, *Ein new Kochbuch [...]*. Frankfurt 1604 [http://www.slub-dresden.de/sammlungen/digitale-sammlungen/werkansicht/cache.off?tx\\_dlf\[id\]=12181&tx\\_dlf\[page\]=1&tx\\_dlf\[pointer\]=0](http://www.slub-dresden.de/sammlungen/digitale-sammlungen/werkansicht/cache.off?tx_dlf[id]=12181&tx_dlf[page]=1&tx_dlf[pointer]=0) (Oktober 2011).
- R. SANDGRUBER, *Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur im 18. und 19. Jahrhundert*. Wien 1982.
- E. SCHUBERT, *Essen und Trinken im Mittelalter*. Darmstadt 2006.
- F. UNTERKIRCHER (Hg.), *Tacuinus sanitatis in medicina (Glanzlichter der Buchkunst 13)*. Graz 2004.
- H. WISWE, *Kulturgeschichte der Kochkunst. Kochbücher und Rezepte aus zwei Jahrtausenden*. München 1970.

## Menagerie, Zoologischer Garten, Tierpark Tierschaustellungen im deutschsprachigen Raum vom Barock bis ins 20. Jahrhundert

Obwohl Sammlungen lebender, „wilder“ oder „exotischer“ Tiere eine Jahrtausende lange Geschichte besitzen, sind sie erst vor etwa zwei Jahrzehnten als Gegenstände historiographischer Forschungen entdeckt worden, was nicht zuletzt auch an ihrem hybriden Charakter liegen mag, der sich klar definierten disziplinären Aufgabenbereichen sperrt: Wirft man lediglich einen Blick auf die Zeit vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert zeigt sich, dass fürstliche Menagerien, Zoologische Gärten und Tierparks weder ausschließlich Räume der Wissenschaft noch Unterhaltungsorte waren, dass sie die Opposition von „Natur“ versus „Kultur“ strukturell unterlaufen und ein äußerst heterogenes Publikum angezogen haben – Wissenschaftler und Amateure, Popularisierer und die schaulustigen, Vergnügen suchenden ‚Massen‘ –, die mit je unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen diese Orte besucht haben. Ein kurzer Überblick über die Geschichte von Tierschaustellungen im deutschsprachigen Raum seit der Mitte des 18. Jahrhunderts soll in Folge deutlich machen, dass der Übergang von der barocken Menagerie zum Zoologischen Garten und dem modernen Tierpark keine bruchlose Entwicklung darstellt. Vielmehr unterscheiden sich diese hinsichtlich ihres Anspruchs, ihrer Funktion und ihrer (architektonischen) Gestaltung erheblich und verweisen auf ein je verschiedenes Verständnis von Natur sowie des Verhältnisses von Mensch und Tier, das dort inszeniert wurde.

### Der ‚Zoo-Boom‘ des 19. Jahrhunderts

Mit Beginn des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts setzte in Europa eine Gründungswelle Zoologischer Gärten ein. Sie begann in Großbritannien mit der Eröffnung des Londoner Zoos 1828, gefolgt von Dublin 1831, Bristol 1835, Manchester 1836 und Leeds 1840. 1838 bzw. 1843 wurden die Zoologischen Gärten in Amsterdam und Antwerpen gegründet. Die Eröffnung des Zoos in Berlin 1844 führte zu einer ganzen Reihe von Zoogründungen in Deutschland: Die Gärten in Frankfurt (1858), Köln (1860), Dresden (1861), Hamburg (1863), Hannover, Karlsruhe und München (alle 1864) entstanden innerhalb nur weniger Jahre. Auch außerhalb Deutschlands gehörten Zoologische Gärten bald zum Kanon städtischer Kultureinrichtungen, und so wurden bis zur Jahrhundertwende in so gut wie jeder europäischen Metropole derartige Institutionen errichtet.

Es mutet auf den ersten Blick paradox an, dass der „Zoo-Boom“ des 19. Jahrhunderts, auf den viele bis heute bestehende Zoologische Gärten zurückgehen, in eine Zeit fiel, in der Tiere kontinuierlich „aus allen konkreten Lebens- und Arbeitskontexten der Moderne [verdrängt]“ wurden: Rinder wurden durch Traktoren, Mährescher und andere landwirtschaftliche Maschinen ersetzt, Schafe durch Verfahren zur Produktion synthetischer Bekleidung, die Kavallerie wurde zugunsten von Panzerdivisionen ausgetauscht, die Pferdekutsche zugunsten von Eisenbahnen und Au-

tomobilen, die Weichen der Lasttiere verschwanden im Austausch gegen Kräne und Bagger, Brieftauben wurden durch Telefone ersetzt (Macho 2005:16). Schlachthöfe und Tierzuchtbetriebe wurden systematisch aus dem Stadtraum ausgegliedert, Flüsse reguliert und damit ihrer ‚Wildheit‘ beraubt, unzählige Hygieneverordnungen erlassen. Gleichzeitig wurden Initiativen für Vegetarismus ins Leben gerufen, wurde Natur zum Gegenstand romantischer Sehnsüchte und erzieherischer Bestrebungen, bevölkerten Haustiere, ‚echte‘ und solche aus Stoff und Plüsch, die Wohn- und Kinderzimmer der bürgerlichen Haushalte: Die „offenbar unbeschränkte Lizenz zur Projektion“, die in Bezug auf heutige Schoß-, Kuschel- und Heimtiere konstatiert werden kann, hat ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert (Macho 2005:17). Mehr denn je spielten sich Mensch-Tier Beziehungen in dem Dazwischen von tief empfundener Nähe zum Tier und bedrohlicher Transgression des Tierischen in das menschliche Universum ab.

Die Entstehung Zoologischer Gärten seit etwa den 1830er Jahren kann dabei beiden Seiten dieser Dichotomie zugerechnet werden. Dutzende Zoos, die in den folgenden Jahrzehnten in ganz Europa gegründet wurden, waren mit ihren spezifischen Ästhetiken des Einsperrens, Ankettens und Abschließens ebenso physische Materialisationen der Furcht und des Unbehagens, die durch die unscharf gewordenen Grenzen zwischen Mensch und Tier ausgelöst wurden, wie Ausdruck einer neuen Natursentimentalität, die das Tier als Begleiter, Weggefährte, Freund, Lehrmeister und Spiegelbild begriff.

### Wissenschaft und unterhaltsame Belehrung

Die großen Zoologischen Gärten des 19. Jahrhunderts waren zum allergrößten Teil von den neuen bürgerlichen Eliten gegründet worden

und stellten eindrücklich deren gesellschaftlichen Führungsanspruch und weltanschauliche Positionen aus, die dort in idealer Art und Weise naturalisiert wurden. Die vielen programmatischen Schriften, die im Umfeld der Zoogründungen verfasst wurden, geben Auskunft über die beiden wichtigsten Funktionen, welche die neuen Institutionen erfüllen sollten: Wissenschaft und (unterhaltsame) Belehrung des Volkes. Inmitten der Großstadt errichtet, sollten sie zum einen einen Ort interdisziplinärer Forschung darstellen, an dem nicht nur zoologisches Wissen vermehrt, sondern auch die Akklimatisation fremder Tierarten, also deren Anpassung an neue Umweltbedingungen studiert und damit unter anderem die Zahl heimischer Haustierarten gesteigert werden sollte. Zum anderen sollten naturkundliche Erkenntnisse einem breiten Publikum vermittelt werden. Dies sollte jedoch nicht in Form oberflächlicher „Volksbelustigung“ geschehen, sondern vielmehr durch „ernste Beobachtung“ im Zuge „lehrreicher Unterhaltung“, zu der man die Besucher ermutigen wollte (Weinland 1859:3). Nicht zuletzt spielte ein emphatisches Bekenntnis zum Lebendigen eine große Rolle – auch, um die Notwendigkeit der neuen Institute zu rechtfertigen und sich gegen naturkundliche Museen abzugrenzen, in denen, wie es hieß, die toten Exemplare kein wahrhaftes Bild der bewegten Natur liefern könnten.

### Ein Blick zurück: Menagerien des 18. Jahrhunderts

Das im Zoo zum Ausdruck kommende ‚bürgerliche‘ Naturverständnis mitsamt den dazugehörigen politischen Implikationen unterschied sich ganz erheblich von dem, das den Vorgängerinstitutionen der Zoos, den fürstlichen Menagerien des 18. Jahrhunderts, zugrunde lag. Sammlungen wilder Tiere im Umfeld von Schlössern und Herrschaftssitzen hatten bereits vor die-

ser Zeit eine lange, viele Jahrhunderte zurückreichende Tradition, die insbesondere von (italienischen) Renaissancefürsten gestärkt wurde. Mit der Errichtung der Menagerie im Garten von Versailles durch den französischen König Ludwig XIV. wurde jedoch eine Anlage geschaffen, die herrschaftlichen Tier-sammlungen eine ganz neue Bedeutung verlieh und fortan als Prototyp fürstlicher Menagerien gelten sollte.

Der Begriff „Menagerie“ tauchte im französischen Sprachgebrauch bereits im 16. Jahrhundert auf und bezeichnete sowohl einen Ort, an dem Haustiere zur Mastung gehalten wurden als auch die Verwaltung eines ländlichen Besitzes (Iby/Sta-

delmann 2002:90). Im 17. Jahrhundert erhielt der Begriff im Zuge der Errichtung der Versailler Anlage eine neue Bedeutung und verwies auf eine repräsentative, in einen barocken Garten integrierte Tier-schaustellung. Bald zählten Menagerien – im 18. Jahrhundert wurde das Wort in seiner neuen Bedeutung ins Deutsche übernommen – gemeinsam mit Grotten, Wasserspielen, Theatern und Orangerien zu klassischen Elementen barocker Lustgärten und damit zum Kanon barocker Prachtentfaltung und höfischer Unterhaltung. Typischerweise war eine Menagerie kreisförmig um einen zentralen Pavillon organisiert, der dem Herrscher und seinen

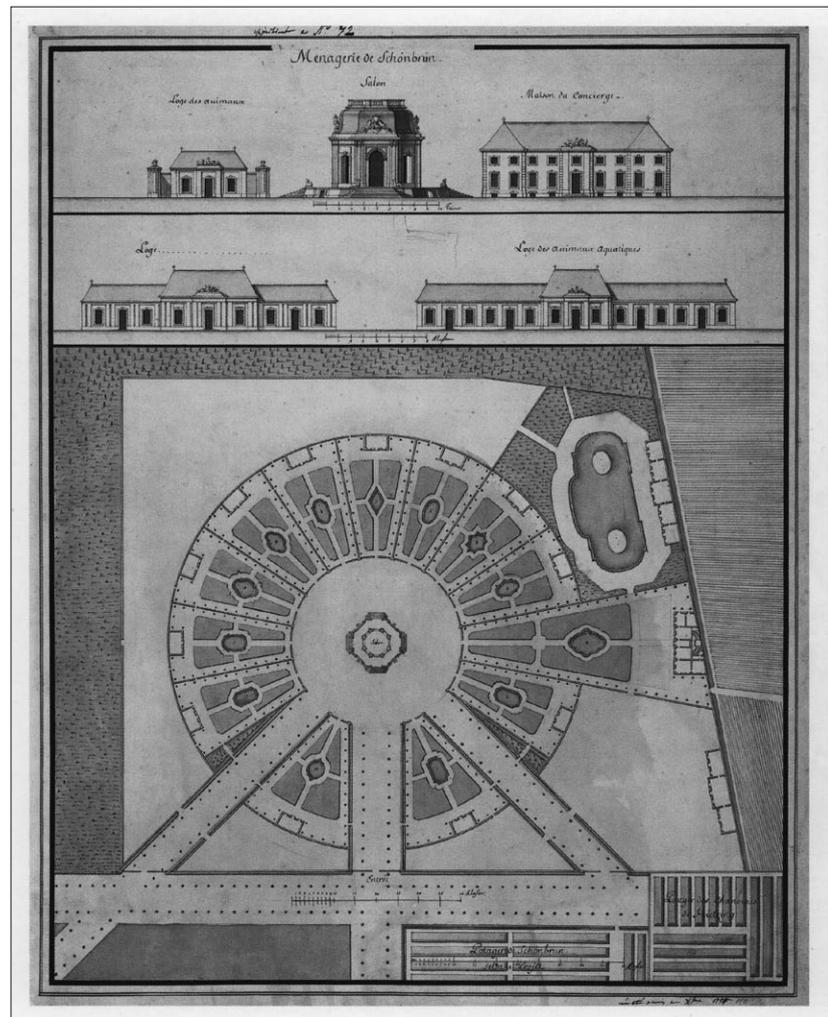


Abb. 1: Barocke Menagerien – wie hier die in Schönbrunn – wiesen streng geometrische Baupläne auf, in deren Mittelpunkt häufig ein Pavillon zu finden war, der den Menschen als Zentrum der belebten Welt inszenierte. (Entwurf der Menagerie Schönbrunn. Zeichnung von Jean Nicolas Jadot de Ville-Issey, undatiert, Wien, Graphische Sammlung Albertina, Nr. 5497, Mappe 40/ Umschlag 13/ Nr.55)

Gästen vorbehalten war. Um den Pavillon gruppierten sich die Gehege, so genannte „Logen“ in Form von Kreissegmenten. Sie waren durch Mauern getrennt, im Hintergrund jeder Loge befanden sich die Tierhäuser.

### Fürstliche Prachtentfaltung...

Barocke Menagerien wurden nicht zur Unterhaltung oder Belehrung eines breiten Publikums errichtet, sondern dienten in erster Linie dem Vergnügen ihres Besitzers sowie der herrschaftlichen Repräsentation. Ihre Besucher waren neben dem Herrscher und seiner Familie hauptsächlich Höflinge und Staatsgäste, denen die Pracht der Anlage und der Tierbestand die Macht und den Einfluss ihres Eigentümers vor Augen führen sollten. Je exotischer und außergewöhnlicher die Tiere, die häufig diplomatische Geschenke waren, desto größer der Ruhm des Machthabers, der über seine Tierammlung den eigenen Wirkungskreis und seine politischen Beziehungen ausstellen konnte. Gleich-

zeitig konnte sich der Herrscher vom prächtig gestalteten, zentralen Pavillon aus als Mittelpunkt der belebten Welt inszenieren.

Einige Menagerien wurden nach einiger Zeit im Zuge aufklärerischer Bestrebungen einem breiteren Publikum geöffnet, blieben aber dennoch höfische Einrichtungen. Die kaiserliche Menagerie im Schönbrunner Schlossgarten etwa wurde schon 1778, sechsundzwanzig Jahre nach ihrer Gründung, der Öffentlichkeit unentgeltlich zugänglich gemacht. Das *Wienerische Diarium* gab über die Zutrittsbedingungen ausführlich Auskunft: „Ihre [...] Majestät wollen aus besonderer allerhöchsten Gnade und Rücksicht für das Publikum an Sonntagen von 9 Uhr bis 6 Uhr Abends Jedermann, der anständig gekleidet ist, den Eintritt in den grossen Schönbrunner Hofgarten gestatten; jedoch versieht man sich, daß ein jeder von selbst bedacht seyn werde, sich in diesem zur allerhöchsten Belustigung [...] gehörigen Orte geziemend zu betragen. [...] [U]nd dabey bleibt streng verboten, Blumen oder Strauß-

werk abzubrechen, oder durch die Gebüsche durchzutreten, und was immer für Unreinigkeit zu verursachen. [...] In den Thiergarten bleibt für das Volk nur der Eingang über die Wiese außer Hietzing offen: und versieht man sich, daß Jedermann die allda zu sehenden Thiere mit Bescheidenheit betrachten und nicht nach denselben stossen oder werfen werde.“ (Anonym 1778: o.S.)

### ...und das bürgerliche Gegenprogramm Zoologischer Gärten

Zur Zeit der ersten Zoogründungen in Deutschland existierten im deutschsprachigen Raum nur noch zwei öffentlich zugängliche fürstliche Menagerien von Bedeutung: die im Schönbrunner Park sowie die des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. auf der Pfaueninsel bei Potsdam (Rieke-Müller/Dittrich 1998:11). Programmatisch wollten die Initiatoren der bürgerlichen Zoos mit diesen „altmodischen“ Institutionen nichts zu tun haben, zu groß schienen die Unterschiede: Während hier in er-



Abb. 2: Anders als die meisten barocken Menagerien waren Zoologische Gärten keine streng geometrisch angelegten Ensembles, sondern im sogenannten ‚Landschaftsstil‘ angelegt. Die Aneignung zoologischen Wissens sollte im Rahmen eines bürgerlichen Spaziergangs stattfinden, mit immer neuen Perspektiven auf den verschlungenen Wegen des Gartens.  
Quelle: L. HECK, Führer durch den Zoologischen Garten Berlin, Berlin 1912, angefügter Faltpfan

ster Linie die Größe eines Herrschers Sichtbarkeit erlange, handle es sich dort um eine wahrhaft öffentliche Anstalt, die keineswegs der „allerhöchsten Belustigung“ dienen sollte, sondern vielmehr der ernsthaften und trotzdem angenehmen Wissensaneignung. Ein weiterer, konzeptuell höchst bedeutsamer Unterschied war, dass Menagerien weit außerhalb der Stadtzentren lagen und nur schwer erreichbar waren, während die meisten Zoos mitten in den europäischen Metropolen errichtet wurden. Obwohl die Initiatoren gerade die Differenz zwischen der Großstadt und der „Natueroase“ des Zoos betonten, bezogen die neuen Institutionen ihren Erfolg gerade nicht aus der strikten Trennung von Natur und Kultur, Fremdem und Eigenem, Wildheit und Kontrolle, Authentizität und technisierter Kulissenhaftigkeit, Tier und Mensch, sondern gerade aus deren wechselseitiger Durchdringung, aus den produktiven Spannungen zwischen diesen Kategorien. Insofern muss populäre Zoologie um die Wende zum 20. Jahrhundert immer aus der Perspektive des urbanen Kosmos gedacht werden, in dem sie sich abspielte, schrieben sich städtische Lebenswelten und die Bildungsideale des großstädtischen Bürgertums doch permanent in die Wissensbestände zeitgenössischer Naturgeschichte wie sie im Zoo zur Schau gestellt wurden, ein, während gleichzeitig das im Zoo zur Darstellung gebrachte Wissen diese kulturellen Vorstellungen beständig transformierte.

### Moralische Tiere

Trotz aller Unterschiede waren Zoologische Gärten nicht weniger repräsentative und ideologische Anstalten als fürstliche Menagerien – das Programm war lediglich ein anderes und mit ihm die Art und Weise der Instrumentalisierung von Natur. Durch die Anschauung der harmonisch angeordneten Tierstaaten, so der Tenor der bildungsbürgerlichen

Blätter, würde „das Volk [...] langsam, aber nachhaltig versittlichen und einsichtsreifer werden“ (Richter 1860:379). „Das Volk“ sollte, wie diese Zeilen deutlich machen, an diesem scheinbar unpolitischen Ort in die sozialen Grundlagen des bürgerlichen Wertekanons eingeübt werden. Erholung und Freizeit wurden pädagogisiert und moralisiert, und der bürgerliche Zoo bot dazu einen idealen Ort. Im Zoo erlange die natürliche Ordnung der Welt eindrucksvoll Sichtbarkeit, wie populäre Familienzeitschriften nicht müde wurden zu betonen. Die Zootiere wurden radikal vermenschlicht, und in den zeitgenössischen Unterhaltungsblättern fanden sich reihenweise Erzählungen, die von der Harmonie innerhalb der lokalen Bärenfamilie, der bedingungslosen Fürsorge der Löwenmutter und dem übermütigen, aber stets respektvollen Benehmen der Elefantenkinder berichteten. Das Tier, dessen „Familienleben“ und verständige Fügsamkeit in die ihm zugedachte Rolle zur Schau gestellt wurde, geriet damit sowohl zum moralischen wie zum politischen Vorbild. Wer dies durch die Anschauung der Tiere nicht schon selbst begriffen hatte, der fand es vielerorts klar und dezidiert ausgesprochen: Bei einem Spaziergang durch den Zoo müsse jedem notwendigerweise klar werden, „dass jeder dieser tausenderlei verschiedenen Thierformen, die allein ein einziger großer Zoologischer Garten birgt, ihr ganz bestimmter Platz, ihre ganz bestimmte Rolle, ihr ganz bestimmter Weg innerhalb des Naturganzen vorgezeichnet ist, und dass keine einzige davon abweichen darf, ohne das Gesamtgleichgewicht zu stören und sich selbst damit zu Falle bringen.“ (Duncker 1886:46). Eine eingehende Beobachtung des Tierlebens würde so manchen „aufgewiegelt Geist“, der „in dem Wahn lebe, seine persönliche Glückseligkeit sei nur durch eine allgemeine soziale Gleichheit zu erzielen“, mit der Zeit ganz von selbst beruhigen

und die Richtigkeit der natürlichen Weltordnung – die hier stets die bürgerliche Weltordnung ist – einsehen lassen (Duncker 1886:47).

### „Streng wissenschaftliche Anstalt“ oder Vergnügungsetablisement?

Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mussten die Verantwortlichen vieler Zoos erkennen, dass die hehren Ziele, die sie verfolgten, nicht immer dazu angetan waren, ein breites (zahlendes) Publikum in den Garten zu locken und sahen sich in finanziellen Schwierigkeiten. Der ökonomische Druck, der auf vielen Zoos lag, nahm rasch und stetig zu, nicht zuletzt aufgrund der Konkurrenz nach wie vor florierender Wandermenagerien oder auch von Zirkussen. Der einzige Ausweg könne, wie etwa Berater des Berliner Zoos wiederholt anmerkten, nur darin bestehen, vornehmlich solche Tiere anzuschaffen, „die durch Größe oder sonstige Eigenschaften imponierten, und [...] dem besondern Interesse – der Wissenschaft – noch für einige Zeit die zweite Stimme [einzuräumen].“ (Lattorf 1846:9). Den Verantwortlichen blieb keine Wahl: sie mussten wohl oder übel ihre beiden wichtigsten Ansprüche – zoologische Forschung und Volksbelehrung – zurückstellen, um dem Zoo sein Fortbestehen zu sichern. Es sollte jedoch nicht bei der Anschaffung „spektakulärer“ Tiere bleiben. Andere spektakuläre Unterhaltungen mussten Einzug in den Garten finden, um die Massen anzuziehen. Seit Beginn der 1870er Jahre bis 1884 fanden daher wöchentlich drei Konzerte statt, die zu den wichtigsten gesellschaftlichen Veranstaltungen Berlins zählten, danach täglich Doppelkonzerte. Es wurden mehrere Aufführungsbühnen für die Orchester erbaut, für die sogar Tierunterbringungen aufgelöst beziehungsweise verlegt wurden. Seit 1878 standen, gleichsam als Ergänzung der Tierpräsentationen, sogenannte Völkerschauen auf dem Pro-



Abb. 3: Zoologische Gärten waren seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur Institutionen, die der Volksbildung dienen sollten, sondern erlangten zunehmend auch als großstädtische Vergnügungsorte Bedeutung. Zu Konzerten, die etwa im Berliner Zoo regelmäßig abgehalten wurden, kamen regelmäßig tausende von Besuchern, die sich für die zoologischen Schaustellungen wenn überhaupt, dann nur sehr am Rande interessierten. Quelle: Knut Ekwall, *Konzert im Zoologischen Garten (1872)*, in: H. ENGEL/S. JENSCH-WENZEL/W. TREUE, *Tiergarten. Teil 1: Vom Brandenburger Tor zum Zoo, Berlin 1989*, 330.



Abb. 4: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden in vielen Zoologischen Gärten – wie hier in Berlin – Tierhäuser in Form „exotischer Stilbauten“ errichtet. Diese „ägyptischen Tempel“ oder „arabischen Moscheen“ sollten die Heimat der Tiere repräsentieren, waren de facto jedoch eher Ausdruck der exotistischen Vorstellungen ihrer Erbauer, die damit das „Fremde“ in einer ästhetisierten und romantisierten Fassung in den europäischen Metropolen vorstellten. Das Bild zeigt den Eingang zum Straußenhaus im Berliner Zoo. Quelle: ANONYM, *Die Umwandlung und die Neubauten des Zoologischen Gartens*, in: *Deutsche Bauzeitung* (36) 1902, 160/161.

gramm. Seit 1871 wurden regelmäßig Feuerwerke abgebrannt, seit 1884 war die elektrische Beleuchtung des Gartens die große abendliche Attraktion. Es gab mehrere Kinderspielplätze, zu denen später noch ein Milchsausschank und ein Ammenzimmer kamen, einen Leseberg, auf den sich Ruhesuchende Zoobesucher zurückziehen konnten, und seit 1880 einen sogenannten und nicht näher erläuterten optischen Salon. Im Winter galt das auf den Namen Vierwaldstättersee getaufte Gewässer in der Mitte des Zoos als einer der schönsten Eislaufplätze Berlins. Nach 1898 entstanden eine Fahrradhalle am Kurfürstendamm, ein russischer und ein chinesischer Musikpavillon, eine Kaffeehalle am Kurfürstendamm, eine Kinderspielhalle, außerdem wurde die elektrische Beleuchtungsanlage erweitert. Geplant waren auch Tennisplätze, über deren Realisierung Pläne des Zoos allerdings keine Auskunft geben. Tatsächlich gebaut wurde aber eine (sich auf dem Zoogelände befindliche, an den preußischen Staat verpachtete) Ausstellungshalle für Schaustellungen, Veranstaltungen und Varietés, die mindestens 7.000 Sitzgelegenheiten umfasste. Anfang der 1870er Jahre wurden außerdem die Gastronomiebetriebe ausgebaut. Alleine an schönen Sommertagen soll der für die größte Restauration verantwortliche Gastronom und Hotelier Lorenz Adlon in der großen Restauration 50 bis 60.000 Gäste bewirten haben. Das Zoorestaurant soll, wie auch die zeitgenössischen Reiseführer bestätigen, der eleganteste Ort der Stadt gewesen sein.

Angesichts dieser Vergnügungen erstaunt es nicht, dass der Zoo einen nicht unerheblichen Teil seiner Einkünfte mit Eintrittskarten erzielte, die zum Eintritt in die Tierhäuser gar nicht berechtigten, sondern für all jene gedacht waren, die kein zoologisches Interesse hatten. Es trifft daher wohl zu, dass nur der „kleinste Teil“ der Besucher aus jenen „tiefe[n], gemüthliche[n] und

sittliche[n] Beweggründe[n]“, die den Verantwortlichen vorschwebten, in den Zoo kam (Richter 1860:382). Die Mehrzahl der Menschen ging in den Garten um sich zu unterhalten, den Tag mit Freunden und Familie zu verbringen, zu tanzen, zu flirten, zu essen und zu trinken. Die „streng wissenschaftliche Anstalt“ war zu einem der größten Vergnügungsetablissemments der Stadt geworden, populäre Naturkunde und Volksbegeisterung waren nicht zu trennen.

### Gärten für Menschen und Tiere

Im Jahr 1896 meldete der deutsche Unternehmer und Zoodirektor Carl Hagenbeck ein Patent für ein „Naturwissenschaftliches Panorama“ an, das einen Wendepunkt in der Konzeption von Tierschaustellungen markieren sollte und folgendermaßen beschrieben wurde: „Bis heute hat man zu belehrenden und Unterhaltungszwecken Tiere aus den verschiedenen Ländern in zoologischen Gärten dem Publikum in einer Weise vorgeführt, dass die Tiere, in Gruppen geteilt, entweder in besonderen Gebäuden oder abgezaunt hinter Gittern untergebracht waren.“ (Hagenbeck, zit. nach Ames 2000:125)

Hagenbeck war der weltweit erfolgreich- und einflussreichste Tierhändler mit großen Kenntnissen über zeitgenössische Präsentationstechniken in Zoos. Die gängige Ausstellungsform in Tierhäusern und Außengehegen hielt er für unzeitgemäß und verfolgte in seinem Patent stattdessen „Panoramen“, die dadurch gekennzeichnet waren, „daß auf einem geeigneten Terrain ein Teil einer fremden Gegend, mit dem jeweilig dahin gehörigen Geschöpfen [...] bevölkert, vorgeführt wird.“ (Hagenbeck, zit. nach Ames 2000:127) Anstelle einzelner Tierhäuser sollten große Freianlagen geschaffen werden, in denen – oft nur durch Gräben oder Wasserläufe getrennt – die Bewohner eines Lebensraumes gemeinsam und vor spektakulären Kulissen wie etwa



Abb. 5: Um 1900 gehörten „Völkerschauen“ zum Programm vieler Zoos. Menschen und Tiere wurden gemeinsam in scheinbar „authentischen“ Zusammenstellungen präsentiert. Auch im Wiener Tiergarten im Prater, der 1894 von Friedrich Knauer eröffnet wurde, wurden derartige Spektakel aufgeführt. Quelle: F. KNAUER, *Zur Gründung des neuen Wiener Thiergartens. Erreichtes und Geplantes*, Wien 1893, 83.

künstlichen Gebirgen und gemalten Hintergründen angeordnet wurden. Entscheidend war, dass Hagenbeck dabei nicht nur an Tiere dachte, sondern zu den zu einer „fremden Gegend“ zählenden „Geschöpfen“ auch Menschen vorsah, die im Zoo ausgestellt werden sollten.

Bereits in den 1970er Jahren hatte der Unternehmer in verschiedenen Zoologischen Gärten „anthropologisch-zoologische Schaustellungen“ organisiert. Solche „Völkerschauen“ hatten – unter anderem im Rahmen von fahrenden Kuriositätenschaufen – bereits eine lange Tradition, Hagenbeck jedoch verlieh ihnen durch ihre Institutionalisierung im Zoo ein gänzlich neues Gepräge. Er brachte indigene Menschen nach Europa, wo sie als „Eskimos“, als Teil einer „Nubierkarawane“ oder im Kontext eines „afrikanischen Dorfes“ die Massen anlockten und für volle Zookassen sorgten. Panoramatische „Gesamtbilder“ sollten die Illusion von Freiheit und einer paradiesischen Harmonie zwischen wilden Tieren, fremden Ethnien und den ‚zivilisierten‘ Betrachtern erzeugen. „Diese räumliche Anordnung schien gesellschaftliche Hie-

rarchien und selbst die Trennung von Mensch und Tier in utopischer Weise aufzuheben. Für die kruden Tatsachen des modernen Lebens entschädigte ein solcher Anblick versöhnter Natur, selbst wenn dieser Rückkehr zu ihr nur durch technische Tricks nachgeholfen werden musste.“ (Ames 2000:132) Dass für diese primitivistischen Sehnsüchte einer vermeintlichen Rückkehr zur Natur viel Leid und die Demütigungen eines durch die „Wilden“ öffentlich nachgestellten Alltagslebens ertragen werden musste, rief zwar vereinzelt harsche Kritik hervor. Die zehntausenden Besucher der „Völkerschauen“ in den deutschen Zoos und Hagenbecks „Tierpark“ in Hamburg-Stellingen, der 1907 als panoramatisches „Tierparadies“ eröffnet wurde, ließen diese Stimmen jedoch lange als marginale Zwischenrufe erscheinen.

### Ausblick

Die wechselvolle Geschichte (öffentlicher) Tierschaustellungen vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert zeigt, wie hybrid und multifunktional diese Räume waren und welche un-

terschiedlichen Bedürfnisse, Sehnsüchte und sozialpolitischen Programme mit ihnen verbunden waren bzw. in ihnen zur Darstellung kamen.

Moderne Zoos und Tierparks sind ihrem Selbstverständnis nach Orte, die sich insbesondere dem Artenschutz widmen und sich die Schulung ökologischer Sensibilität eines breiten Publikums zum Auftrag gemacht haben. Nicht länger geht es um eine exklusive, vom Menschen dominierte Ausstellung der belebten Welt wie in den fürstlichen Menagerien, um die Vorstellung eines „lebendigen Naturkunde-Museums“ wie in den Zoos des 19. Jahrhunderts oder um utopische Paradiese im Sinne Hagenbecks, in denen die Besucher authentische, primitive Natur abseits des Großstadtgetümmels erfahren sollten. Als „Arche Noah“ inszenieren sich – neben ihrer weiterhin bestehenden Unterhaltungs- und Vergnügungsfunktion – viele moderne Tiergärten, als streng wissenschaftlich operierende Bewahrer einer im Verschwinden begriffenen Natur und ihrer Artenvielfalt. Sie verfolgen damit jedoch nicht weniger als ihre Vorgängerinstitutionen ein ideologisches Programm, etwa die Schulung eines rücksichtsvollen, umweltbewussten und nachhaltigen Umgangs mit der Natur, und sind daher ebenso wie diese immer auch damit befasst, den idealen Menschen vorzustellen – „gewissermaßen durch die künstliche Welt auch den künstlichen Menschen (zu) erschaffen“ (Nelle 2005:15).

## LITERATUR

- E. AMES, Wilde Tiere. Carl Hagenbecks Inszenierung des Fremden, in: A. HONOLD/K. SCHERPE (Hg.), *Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen*, Bern, Berlin 2000, 123-148.
- ANONYM, (Ohne Titel), in: *Wienerisches Diarium*, 9.5.1778, o.S.
- M. G. ASH/L. DITTRICH (Hg.), *Menagerie des Kaisers – Zoo der Wiener. 250 Jahre Tiergarten Schönbrunn*, Wien 2002.
- E. BARATY/E. HARDOUIN-FUGIER, *Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark*. Berlin 2000.
- J. BUCHNER, *Kultur mit Tieren. Zur Formierung des bürgerlichen Tierverständnisses im 19. Jahrhundert*, Münster 1996.
- L. DITTRICH/A. RIEKE-MÜLLER, *Carl Hagenbeck (1844–1913). Tierhandel und Schaulust im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt/Main 1998.
- D. DUNCKER, *Plaudereien und Skizzen aus dem Zoologischen Garten*, Berlin 1886.
- R. HOAGE/W. DEISS (Hg.), *New Worlds, New Animals: From Menagerie to Zoological Garden in the Nineteenth Century*, Baltimore, London 1996.
- O. HOCHADEL, *Watching Exotic Animals Next Door. „Scientific“ Observations at the Zoo (ca. 1870–1910)*, in: *Science in Context* 24 (2011), 183-214.
- E. IBY/C. STADELMANN, *Die kaiserliche Menagerie in Schönbrunn von der Gründung bis zur Besetzung durch Napoleon*, in: M. G. ASH/L. DITTRICH (Hg.), *Menagerie des Kaisers – Zoo der Wiener. 250 Jahre Tiergarten Schönbrunn*, Wien 2002, 89-116.
- H. VON LATTORF, *Flüchtige Notizen über den Zoologischen Garten mit Bezugnahme auf landwirtschaftliche und technische Verhältnisse*, Berlin 1846.
- T. MACHO, *Tiere in der Stadt. Ein flüchtiges Panorama*, in: W. KOS/W. ÖHLINGER (Hg.), *Tiere in der Großstadt. Ausstellungskatalog zur 321. Sonderausstellung des Wien Museum/ Hermesvilla: Tiere in der Großstadt*, Wien 2005, 15-20.
- F. NELLE, *Künstliche Paradiese. Vom Barocktheater zum Filmpalast*, Würzburg 2005.
- H. E. RICHTER, *Der Zoologische Garten zu Berlin*, in: *Gartenlaube* 24 (1860), 379- 382.
- A. RIEKE-MÜLLER/L. DITTRICH, *Der Löwe brüllt nebenan. Die Gründung Zoologischer Gärten im deutschsprachigen Raum 1833–1869*, Köln 1998.
- W. M. SCHWARZ, *Anthropologische Spektakel. Zur Schaulust ‚exotischer‘ Menschen, Wien 1870–1910*, Wien 2001.
- D. F. WEINLAND, *Was wir wollen*, in: *Der Zoologische Garten* 1 (1859), 1-7.
- C. WESSELY, *Künstliche Tiere. Zoologische Gärten und urbane Moderne*, Berlin 2008.
- C. WESSELY, „Künstliche Tiere etc.“ *Zoologische Schaulust um 1900*, in: *NTM. Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Technik und Medizin* 2 (2008), 153-182.

Thomas Hellmuth

## Funktion und Wandel von „Tierbildern“

### Didaktische Variationen zu einem ungewöhnlichen Thema

Die folgenden Unterrichtsbeispiele für die Sekundarstufe II (10. und 11. Schulstufe) versuchen, den gesellschaftlichen Kontext von „Tierbildern“, die menschlichen Vorstellungen von Tieren, zu thematisieren. Zentral ist dabei die Frage, wie sich das Verhältnis des Menschen gegenüber Tieren wandelt. Damit im Zusammenhang werden Tiere als Symbole und als Mittel zur „Zurichtung“ von Menschen betrachtet, d.h. zur bürgerlichen Sozialisation sowie zur rassistischen Indoktrination. Der Unterricht verläuft dabei weniger zielorientiert als vielmehr prozessorientiert, weshalb nicht unbedingt abprüfbares Wissen, sondern die – zum Teil individuelle – Interpretation von Texten und Bildern als Ergebnis angestrebt wird. Die Arbeit an dem zur Verfügung gestellten Material, ein forschend-entdeckendes Lernen, steht daher im Zentrum des Unterrichts.

#### Didaktische Prinzipien

Guter Unterricht sollte sich nicht nur im Fach „Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung“ an didaktischen Prinzipien orientieren. Diese helfen, die Lerngegenstände sowie die Methoden und Arbeitstechniken auszuwählen, die im Unterricht eingesetzt werden. Letztlich sind sie Wegweiser, mit denen

sich sowohl die Lehrenden als auch die Lernenden in der unüberschaubaren inhaltlichen „Schutthalde“ der Vergangenheit und Gegenwart orientieren können. Folgende didaktische Prinzipien sollten beim Thema „Tierbilder“ und insbesondere im prozessorientierten Unterricht berücksichtigt werden: konzeptuelles Lernen, Gegenwarts- und Zukunftsbezug, Handlungsorientierung sowie exemplarisches Lernen.

- 1) *Konzeptuelles Lernen* geht davon aus, dass individuelle Erfahrungen infolge von Sozialisationsprozessen bestimmte Geschichtsbilder bzw. individuelle historische Konzepte prägen. Diese Konzepte werden verändert, wenn sich eine plausible und nützlichere Ergänzung bzw. eine bessere Alternative anbietet. Lehrende müssen daher Lernsituationen schaffen, in denen an die individuellen Konzepte der Lernenden angeknüpft und diese auch erweitert werden können. Das konzeptuelle Lernen über Konzepte (Autorengruppe Fachdidaktik 2011) orientiert sich an der gegenwärtigen Debatte in der deutschen Politikdidaktik, die auch auf die Geschichtsdidaktik übertragen werden kann.
- 2) Das didaktische Prinzip des *Gegenwarts- und Zukunftsbezugs* betrachtet die Vergangenheit

als bedeutsam für die Gegenwart und die Zukunft der SchülerInnen bzw. der Gesellschaft. Zur Bewusstmachung dieses Zusammenhangs eignet sich unter anderem der historische Längsschnitt, der „unter einem Teilaspekt ganze Epochen oder universalgeschichtliche Zeiträume“ durchschreitet, „um Kontinuität, Entwicklung, Veränderung in einem beschränkten Teilbereich sichtbar zu machen“ (Schmid 1974:54). Tiere galten etwa im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in erster Linie als Objekte und wurden in Nutztiere, Ungeziefere und Lusttiere untergliedert. Seit dem 19. Jahrhundert sind aber zunehmend freundschaftliche Beziehungen des Menschen zum Tier festzustellen. Damit im Zusammenhang werden auch der Tierschutz und die Einführung von Tierrechten analog zu den Menschenrechten zunehmend diskutiert. (Pandel 1998:13f.)

- 3) *Handlungsorientiertes Lernen* ermöglicht den Lernenden die eigenständige Beschäftigung mit dem Lerngegenstand. Dabei müssen allerdings Erlebnisse in Erkenntnisse umgewandelt, d.h. affektive und kognitive Lernvorgänge miteinander verbunden werden. „Wird diese Verbindung erstellt“, schreibt Bärbel Völkel, „kommt es zu einer fruchtbaren Verknüpfung zwischen Subjekt- und Objektebene, in deren Folge sinnhaftes historisches Lernen möglich wird.“ (Völkel 2008:22)
- 4) Beim *exemplarischen Lernen* wird schließlich Allgemeines an konkreten Fällen erschlossen. Im vorliegenden Fall können am Beispiel von bestimmten Tieren

zum einen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft und zum anderen Merkmale des Rassismus herausgearbeitet werden. Damit wird dem Lehrplan in vielfältiger Weise entsprochen, zumal damit größere historische Bereiche berührt werden: Aufklärung, Menschenrechte und die „Instrumentalisierung von Kultur [...] in Politik und Gesellschaft“ ([http://www.bmukk.gv.at/medi-pool/11857/lp\\_neu\\_ahs\\_05.pdf](http://www.bmukk.gv.at/medi-pool/11857/lp_neu_ahs_05.pdf), 6. Jänner 2012), schließlich auch der Themenkomplex „Nationalsozialismus und Holocaust“. Bezogen auf den kompetenzorientierten Unterricht werden mit dem vorliegenden Unterrichtsbeispiel insbesondere die „historische (De-) Konstruktionskompetenz“ und die „politische Urteilskompetenz“ gefördert: Die *(De-)Konstruktionskompetenz* befähigt einerseits, historische Erzählungen zu konstruieren, andererseits die eigenen und fremden Narrationen auch zu dekonstruieren (Schreiber u.a. 2007:27-29). Politische *Urteilskompetenz* beinhaltet wiederum „die Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft zu einer selbstständigen, begründeten und möglichst sach- und/oder wertorientierten Beurteilung politischer Entscheidungen, Probleme und Kontroversen“ (Krammer 2009:7), wobei Wertorientierung freilich selbstreflexiv erfasst und somit dem Einzelnen bewusst werden muss (Hellmuth 2009:9-20). Historische (De-) Konstruktions- und politische Urteilskompetenz bedeuten demnach, die Schüler und Schülerinnen zu befähigen, die gesellschaftliche Abhängigkeit von Tierbildern und auch ihre gesellschaftliche Instrumentalisierung zu erkennen, zu hinterfragen und die Problematik der Sozialisation auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen zu erkennen.

Die folgenden Unterrichtsbeispiele lassen sich miteinander zu einem großen Themenkomplex verbinden, wobei dieser auf drei Unterrichtseinheiten aufgeteilt und in vier Phasen gegliedert werden kann:

1) Anknüpfung an die individuellen Konzepte der SchülerInnen; 2) Propädeutische Diskursanalyse zum Wandel von Tierbildern; 3) Funktionalisierung von Tierbildern für die gesellschaftliche „Zurichtung“, d.h. Erziehung und Indoktrination von Menschen; 4) Übertragung der Lernergebnisse aus Phase 2 und 3 auf eine allgemeine, dem Thema übergeordnete Ebene sowie Rückkopplung an die erste Phase, indem die eigenen Tierbilder in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Kontext eingeordnet und selbstreflexiv hinterfragt werden. Die dritte und vierte Phase sind für die zweite und dritte Unterrichtseinheit anzusetzen. Selbstverständlich können die einzelnen Unterrichtssequenzen, die in den Phasen 2 bis 4 beschrieben sind, auch als eigenständige Unterrichtsvorschläge betrachtet werden.

### **Phase 1: Anknüpfen an individuelle Konzepte**

Die Schüler und Schülerinnen wählen jeweils ein Tier aus und schreiben Assoziationen dazu auf. Möglich ist es auch, bestimmte Tiere – etwa durch Kärtchen mit Tierbildern – vorzugeben. Eine andere, allerdings zeitaufwändigere Variante, an individuelle Konzepte anzuknüpfen, ist die pantomimische Darstellung von Tieren. Die Mitschüler und -schülerinnen versuchen dabei, das dargestellte Tier zu erraten und zu begründen, auf welchen dargestellten Merkmalen ihre Vermutungen beruhen.

Es empfiehlt sich, Tiere zu wählen, zu denen die Schüler und Schülerinnen eventuell freundschaftliche Beziehungen hegen. Zudem sollten solche Tiere ausgewählt werden, die eine eindeutige Zuordnung als Haustier, Nutztier bzw. Nahrungsmittel, Wildtier oder Schädling nicht oder nur bedingt zulassen, etwa Kaninchen und Hasen. Damit lassen sich kognitive Dissonanzen erzeugen und gesellschaftliche Konventionen und Normen, die die Einschätzung von Tieren beeinflussen,

hinterfragen. Die verschiedenen Assoziationen werden schließlich im Plenum diskutiert, die Lehrperson fasst sie in Rubriken an der Tafel, auf Overheadfolie oder auf Powerpoint zusammen. Die Ergebnisse bleiben zunächst im Raum stehen und werden erst wieder in den darauf folgenden Phasen, insbesondere in der vierten Phase, thematisiert.

### **Phase 2: Wandel von „Tierbildern“ – eine propädeutische Diskursanalyse**

Der Wandel von „Tierbildern“ lässt sich über „Texte“ ermitteln, wobei darunter nicht nur geschriebene Texte, sondern auch Werke der bildenden Künste, Filme oder auch bestimmte Verhaltens- und Handlungsweisen subsumiert werden. Jeder Text ist letztlich Resultat eines „sozialen Diskurses“ (Jäger 1999:173), steht mit anderen Texten in Verbindung und unterliegt in der Interpretation einem ständigen, durch soziale Diskurse beeinflussten Transformationsprozess. (Hellmuth/Klepp 2010:184f, 190f).

Im vorliegenden Unterrichtsbeispiel werden daher mit Hilfe einer Diskursanalyse, die freilich im Unterricht nur im propädeutischen Sinn erfolgen kann, der Wandel vom Nutztier, Schädling und Lusttier hin zum tierischen Freund beleuchtet, d.h. letztlich auch die Entwicklung einer emotionalen Einstellung zum Tier, die gleichsam als zivilisatorischer Fortschritt gewertet wird und die Voraussetzung für den Tierschutz und die Diskussion um Tierrechte analog zu den Menschenrechten darstellt.

Der rein funktionale und ökonomische Umgang mit Tieren sowie die in unserer Gesellschaft vorherrschende Prämisse, dass es eine Differenz zwischen Mensch und Tier gibt, werden zunächst in Verbindung mit der christlichen Religion gebracht (M 1). In dieser „wird eine Rangordnung angenommen, die mit der Gottesebenbildlichkeit des Menschen begründet wird. Tiere haben

nach christlicher Auffassung keine Seele und stehen deshalb unter dem Menschen.“ (Pandel 1998:9) Sie seien zudem von Gott geschaffen, um dem Menschen zur Ernährung zu dienen. Zwar hatte auch die Aufklärung die Tiere weiterhin als Geschöpfe Gottes betrachtet, die vom Menschen durchaus genutzt werden durften, allerdings sollten sie nun vor Misshandlungen geschützt werden, nicht zuletzt auch deswegen, weil Tierquälerei letztlich den Menschen verrohen ließe, während der Schutz der Tieren dazu diene, den menschlichen Charakter zu verbessern. (Meyer 1975:140-147)

Ein „Hetztheater“ (M 2 c), das etwa der Wiener Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Belustigung diene, wäre seit dem 19. Jahrhundert kaum noch möglich gewesen. Eine Sensibilisierung gegenüber Tieren und Tierquälereien löste die Sensationslust zunehmend ab. Mit Tierkämpfen werden daher Grausamkeit und zivilisatorische Rückständigkeit assoziiert, etwa wenn im Spielfilm „Angel Heart“ (USA 1987, Regie: Alan Parker), in dem „der um (Selbst-) Erkenntnis ringende Held [...] die bestialischen Abgründe der menschlichen Natur erkennen muß“ (Neumann 2002:244), ein Hahnenkampf auf eindringliche Weise Okkultismus, Irrationalismus und das Böse symbolisiert. In der britischen Version wurden im Übrigen Nahaufnahmen des Hahnenkampfes nach Prüfung der British Board of Film Classification (BBFC) wegen Tierquälerei herausgeschnitten (www.schnittberichte.com, 5. Jänner 2011).

Zu dieser Sensibilisierung des Menschen gegenüber Tieren trug nicht zuletzt Charles Darwins „The Descent of Man“ bei, der Menschen und Tieren einen grundsätzlichen Unterschied absprach und den primitivsten „Wilden“ als weniger „menschlich“ als die am höchsten entwickelten Tiere betrachtete (Mitchell 2010:345). Auf die damit verbundene Problematik bzw. Widersprüchlichkeit, die sich im

Zusammenhang mit dem Rassismus ergibt – wie beim Thema „Tierzucht und Rassismus“ (M 6) deutlich wird –, sei hier nur am Rande verwiesen.

Seit dem 19. Jahrhundert wurde die Beziehung zwischen Mensch und Tier von einer rein ökonomischen auf eine freundschaftliche Basis gestellt. Freundschaftsvorstellungen im Zusammenhang mit Tieren besitzen allerdings noch in der Gegenwart eine gewisse Doppelbödigkeit, zumal der liebevolle Umgang mit Tieren immer auch auf deren Nutzung abzielt (M 3 d), sei es auch nur, um das eigene Wohlergehen zu garantieren (Buchner-Fuhs 1999:279f). Weiterhin blieben zudem eine Hierarchisierung von Tieren und unterschiedliche Grade der Emotionalisierung erhalten (M 4).

Nicht unwesentlich ist auch die durch die Technisierung entstandene „Entlastung der Mensch-Tier-Beziehung von ökonomischen Zwängen“, die erst eine intensive emotionale Bindung und einen ethischen Anspruch zulässt: „Die im Stil der Industrieunternehmen praktizierte Nutzung und Ausnutzung der Tiere [...] erlaubte es, diese Maßnahmen von wenigen Personen ausführen zu lassen, d.h. auch die Mehrzahl der Menschen der technischen Welt von den das Tier versachlichenden Methoden der Tierindustrien fernzuhalten, ihnen den ethischen Konflikt bei der intensiven Haltung sowie beim Töten der Tiere zu ersparen und durch sie ethische Normen ausbilden sowie propagieren zu lassen, gegen die die Intensivhaltung und -nutzung laufend verstoßen.“ (Meyer 2000:534) Mit der entstehenden neuen „Tierschutzethik“ (P. Singer) geht letztlich auch die Frage einher, ob „Mensch“ und „Tier“ nicht gesellschaftliche Konstrukte sind (M 3 f), Kategorien also, die unter den neuen Beziehungsstrukturen zu überdenken bzw. aufzulösen sind. (Pearson/Weismantel 2010:399)

Die Materialien M 1 bis M 4 erlauben eine Einbindung der un-

terschiedlichen „Tierbilder“ in den oben beschriebenen gesellschaftlichen Kontext. Sie werden in Gruppen bearbeitet, wobei folgende Fragen beantwortet bzw. Aufgaben gelöst werden sollen:

- Versuchen Sie ein Ordnungssystem für Tiere zu erstellen: Welche Überbegriffe lassen sich aus den Quellen filtern?
- Wie verändert sich die Einstellung zu Tieren im Laufe der Zeit? Wie verändert sich das Ordnungssystem?
- Welche Gründe könnte es für die unterschiedliche Einteilung und Bewertung von Tieren geben?

Zusätzlich können die Schüler und Schülerinnen auch beauftragt werden, weiteres Material, etwa Bildquellen, in der Schulbibliothek oder im Internet zu suchen. Im letzteren Fall empfiehlt es sich, bestimmte Adressen anzugeben, zumal rechtsextremistische Positionen gerade im Bereich Tierschutz und Tierethik – wie im Zusammenhang mit dem Unterrichtsbeispiel „Tierzucht und Rassismus“ noch besprochen wird – leicht abgerufen werden können. Die Ergebnisse der jeweiligen Gruppenarbeit werden auf Packpapier oder – zum Beispiel in Laptop-Klassen – mit Powerpoint zusammengefasst und im Anschluss daran im Klassenplenum zur Diskussion gestellt.

Als zwar zeitaufwändigere, aber im Sinne der Verbindung von affektiven und kognitiven Lernvorgängen durchaus fruchtbare Alternative bietet sich die Methode des „Marktes“ an (Wenzel 2011:164-167): Die Plakate der unterschiedlichen Gruppen werden an bestimmten Standorten in der Klasse, gleichsam an „Info-Ständen“, ausgestellt. Ein oder zwei Gruppenmitglieder bleiben immer an diesem Standort, wobei sie nach einer bestimmten Zeit abgelöst werden müssen. Die anderen begeben sich mit einem Notizblatt von einem Info-Stand zum

anderen und notieren die dort angebotenen Informationen, unter anderem auch etwaige Abweichungen von den eigenen Ergebnissen. Nach einer verabredeten Zeit, deren Ende durch ein akustisches Signal angezeigt werden kann, endet der Marktbesuch. Im Klassenplenum werden schließlich die unterschiedlichen Gruppenergebnisse diskutiert, wobei auch unterschiedliche Ergebnisse deutlich werden, die sich allerdings nicht ausschließen, sondern – im Sinne „kooperativer Deutungsprozesse“ (J. Habermas) – ergänzen bzw. die eigenen Interpretationen und Konzepte erweitern können.

Eine propädeutische Diskursanalyse zeitigt zumeist keine fertigen ‚Produkte‘. Vielmehr geht es dabei um individuelle und in der Gruppe sowie im Plenum weiterentwickelte Interpretationen und Verbindungen von ‚Texten‘, die zum einen von der Lehrperson zur Verfügung gestellt wurden und zum anderen implizit bei den SchülerInnen bereits ‚im Kopf‘ vorhanden sind. Die Position, die zu Tieren eingenommen wird, bleibt letztlich eine Werthaltung, die individuell variieren kann. Die Frage, ob etwa weiterhin ein partiell ökonomisches Verständnis in der Beziehung zu Tieren bestehen bleibt oder die Auflösung des Unterschieds zwischen Mensch und Tier vertreten wird, ist von den einzelnen Schülern und Schülerinnen selbst zu klären und kann nicht von den Lehrenden beantwortet werden. Hier greift das in der politischen Bildung postulierte, aber auch für den Geschichtsunterricht anzuwendende „Überwältigungsverbot“. (Hellmuth/Klepp 2010:65f)

### M 1: Tiere in der christlichen Religion

*M 1a) „Dann sprach Gott: Laßt uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich. Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land. [...] Furcht und Schrecken vor euch soll sich auf alle Tiere der Erde legen, auf alle Vögel des Himmels, auf alles, was sich auf der Erde regt, und auf alle Fische des Meeres; euch sind die übergeben. Alles Lebendige, das sich regt, soll euch zur Nahrung dienen.“*

(Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung, Freiburg u.a. 1980, Genesis 1, 26; 9, 2-3)

*M 1b) „Innerhalb der Tierwelt gibt es [...] aus theologischer Sichtweise eine Rangfolge. [...] Nach der aufs Jenseits gerichteten Denkweise ist die Schlange das niedrigste Wesen, das als Strafe für die Verführung der Menschen im Staub kriecht. Der Adler dagegen kommt der Sonne und dem Himmel am nächsten und gilt als Symbolik der Wiedergeburt [...].“*

(H.-J. Pandel, Tiere in der Geschichte, in: Geschichte Lernen, 11/64 [1998], S. 10)

### M 2: Tiere in der Frühen Neuzeit (16. bis 18. Jahrhundert)

*M 2a) „Die Hauptkriterien, nach denen Tiere gruppiert wurden, lauteten essbar und ungenießbar, zahm und wild, nützlich und schädlich. [...] Die Kategorie der sog. ‚Nutztiere‘ entsprach keiner zoologischen\* Vorstellung, da ihre Einteilung gleichermaßen bestimmte Arten von Säugetieren, Vögeln, Fischen und Insekten umfasste. [...] Auch die Kategorie des ‚Ungeziefers‘ enthielt neben Reptilien einen großen Kreis von weiteren Tieren. Hierzu wurden kleinere Säugetiere und Vögel, d.h. in jedem Fall Mäuse, Ratten, Marder, Maulwürfe, Fledermäuse, Krähen und Sperlinge, sowie im Einzelfall Raubtiere wie Wölfe und Füchse gerechnet. [...] Lusttiere umfassten jene Spezies, die zum ‚bloßen Ergötzen‘ und zur Repräsentation gehalten wurden: Schoßtiere und manchmal auch Jagdhunde. [...] Das Lusttier par excellence blieb [...] das ‚Polster- oder Schoß-Hündlein‘, wie Florinus\*\* betonte: ‚Sie sind klein / subtil / zart / und taugen bloß zur Lust des Frauen=Zimmers und der Kinder [...]‘. Demgegenüber seien die Hunde des Hausherrn [...] unentbehrliche Nutztiere einzustufen, da sie als Jagd-, Schaf- Haus- und Wachhunde notwendige Dienste leisteten.“*

(J. Nowosadtko, Zwischen Ausbeutung und Tabu. Nutztiere in der Frühen Neuzeit, in: Münch. Paul [Hg.]: Tiere und Menschen, 2. Aufl., Paderborn u.a. 1999, S. 255-257)

\* Zoologie: Die Lehre von den Tieren, Tierkunde

\*\* Florinus: Verfasser eines 1705 verfassten „Hausväterbuchs“, das über die Haltung, Pflege und Nutzung von Tieren informiert.

*M 2b) „Trotz dieser unbestrittenen Nützlichkeit [als Zugtier, Nahrungsmittel und Rohstoff für verschiedene Produkte wie etwa Leder, Schuhe oder Gürtel] stand das Rind nicht unangefochten an der Spitze der sozialen Hierarchie der Nutztierwelt. [...] Für eine Bevorzugung der Pferde lassen sich zunächst wirtschaftliche Gründe nennen. Pferde waren bei der Arbeit schneller und ausdauernder. [...] Diese Betrachtung lässt jedoch völlig außer acht, daß das Pferd seiner Funktion nach nicht nur Arbeitsmittel, sondern auch ein Mittel zur Repräsentation darstellte. Bauern wurden danach unterschieden, ob sie mit Pferden oder Ochsen pflügten, das Getreide mit Pferd und Wagen oder mit Eseln in die Mühle brachten [...].“*

(Nowosadtko, Zwischen Ausbeutung und Tabu, S. 262f.)

*M 2c) „Unter Kaiser Franz (1768–1835) wurde in Wien bis zum Jahre 1796 ein Hetztheater betrieben, in dem man bei den Vorstellungen an Sonn- und Feiertagen Tiere aufeinander losließ, die sich gegenseitig zerfleischten. Für die [...] Nutzung der Tiere zum Zweck der menschlichen Unterhaltung, Belustigung und Machtdemonstration ist es bezeichnend, daß die Herrscher nicht selten selbst zur Waffe griffen, um in der Auseinandersetzung mit dem Tier ihre außergewöhnliche Kraft exemplarisch vor Augen zu führen.“*

(H. Meyer, Frühe Neuzeit, in: P. Dinzelsbacher [Hg.], Mensch und Tier in der Geschichte Europas, Stuttgart 2000, S. 326)

### M 3: Tiere im 19. und 20. Jahrhundert

*M 3a) Der Philosoph Immanuel Kant betrachtete es als „Pflicht des Menschen“, Tiere vor „gewaltsamer und zugleich grausamer Behandlung“ zu schützen, „weil dadurch das Mitgefühl an ihrem Leiden im Menschen abgestumpft und dadurch eine der Moralität, im Verhältnisse zu anderen Menschen, sehr diensame natürliche Anlage geschwächt und nach und nach ausgetilgt wird [...]. Selbst Dankbarkeit für lang geleistete Dienste eines alten Pferdes oder Hundes [...] gehört indirekt zur Pflicht des Menschen [...].“*

(I. Kant, Werkausgabe, Bd. 8. Die Metaphysik der Sitten [1779], hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M. 1977, S. 579)

*M 3b) Folgendes Zitat bezieht sich auf Frankreich im 19. Jahrhundert, lässt allerdings auch Rückschlüsse auf andere Länder zu: „Während des Zweiten Kaiserreiches [1852–1870] wurde die Hundehaltung in der Wohnung gesellschaftlich akzeptabel; namentlich der Pudel kam in Mode. Vielerorts gab es Hundeaussstellungen. Die Hauptsorge der Hundebesitzer galt dem Stammbaum und der Pflege ihrer Vierbeiner, und deren Photo wanderte mit den Bildern der Kinder ins Photoalbum der Familie. Nach dem Tod begrub man den Hund im Garten; öffentliche Tierfriedhöfe zeugten von einer neuen Spielart des Totenkults. Seit der Julimonarchie [1830–1848] war auch die Vogelhaltung populär geworden; der Vogelkäfig im Zimmer des jungen Bürgermädchens oder in der Mansardenwohnung der Näherin kündete von weiblicher Empfindsamkeit und war ein Zeichen ihrer Tugend.“*

(A. Corbin, Kulissen, in: Perrot, Michel [Hg.]: Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1992, S. 496)

*M 3c) „Mach Männchen!“ (Abb.)*

(Valérie Rottenbourg, 1912)

*M 3d) Die psychischen sowie insbesondere die psycho-physischen Aspekte der Begegnung des Menschen mit dem Tier wurden [...] mehrfach betont, von Psychologen und Pädagogen ebenso wie von Medizinern und Psychotherapeuten: Tiere bewähren sich als psycho-physische Sozialpartner von Geselligen und Einsamen, von Gesunden und psychisch Gestörten, von Kindern und Alten. Sie regen den jungen ebenso wie den betagten Menschen zur Bewegung an. In der Beschäftigung mit Tieren lässt sich soziales Verhalten einüben.“*

(H. Meyer, 19./20. Jahrhundert, in: P. Dinzelsbacher [Hg.], Mensch und Tier in der Geschichte Europas, Stuttgart 2000, S. 463)

*M 3e) Die heutige Tierschutzethik wirft zum Teil einen neuen Blick auf das Verhältnis von Mensch und Tier:*

*„Tierliche Individuen werden als Subjekte entindividualisiert, versachlicht und abgewertet [...]: So bestimmt z. B. die Sprachkonvention, dass Tiere ‚fressen‘ statt zu essen, sie ‚werfen‘ statt zu gebären, [...] ihre toten Körper sind, so lange sie nicht zerlegt auf einem Teller präsentiert werden, ‚Kadaver‘ oder ‚Aas‘ statt Leichen. Die Idee einer zweckgerichteten Seinsordnung, in der das Unvernünftige zum Nutzen des Vernünftigen gemacht worden sei [...], besaß [...] eine [...] größere Reichweite: So wurden auch alle Menschengruppen, denen Vernunftmangel, Triebleitung, fehlende Affektkontrolle\*, und damit eine unveränderliche, wesensmäßige ‚Naturnähe‘ zugeschrieben werden konnten, als weitgehend rechtlos und als zu beherrschende Subjekte oder gar Objekte betrachtet [...]. Der ‚Mensch‘-Begriff ist ein soziales Konstrukt, das schon seit geschichtlichen Zeiten nur dazu gedient hat und weiterhin dient, Herrschaftsstrukturen aufzubauen und zu festigen. [...] Die Konsequenzen des Begriffs für die ‚Nicht-Menschen‘ waren und sind brutale Unterdrückung, Ausbeutung oder sogar Ausrottung.“*

(<http://www.vegan.at/warumvegan/tierrechte.html>, 2. Jänner 2012)

\* Affektkontrolle: Kontrolle ungezügelter, intensiver Gefühle durch den Verstand



### M 4: Nahrungstabus

*„Die Existenz von Nahrungstabus verweist [...] auf eine zentrale Grenze der materiellen Aneignung von Natur, indem sie die kollektiv geteilte Abscheu bezeichnet, das Fleisch bestimmter Tiere zu essen. Die Definition variiert nach Kulturkreisen, beschränkt aber in jedem Fall den Verzehr auf wenige Tierarten. [...] so können Hunde und Katzen, die dem Menschen als Interaktionspartner besonders nahe stehen, als Schoßtiere ebenso wenig gegessen werden wie jene Insekten und Reptilien, die dem Menschen am fernsten stehen. Ekbar sind Haustierte, die nicht Schoßtiere sind, und die auf freier Wildbahn lebenden Tiere, die nicht Raubtiere sind.“*

(J. Nowosadtko, Zwischen Ausbeutung und Tabu. Nutztiere in der Frühen Neuzeit, in: Münch, Paul [Hg.]: Tiere und Menschen, 2. Aufl., Paderborn u.a. 1999, S. 265f)

### M 5: Bürgerin und Haustier

M 5 a) „Jede menschliche Gesellschaft, auch die kleinste, die aus Mann und Weib und Kindern besteht, ist ein Körper; und zu jedem Körper gehören Haupt und Glieder. Gott selbst hat gewollt, und die ganze Verfassung der menschlichen Gesellschaften auf Erden, so weit wir sie kennen, ist danach zugeschnitten, daß nicht das Weib, sondern der Mann das Haupt sein sollte. Dazu gab der Schöpfer in der Regel dem Manne die stärkere Muskelkraft, die strafferen Nerven, die unbiegsameren Fasern, den kühneren Unternehmungsgeist, die auszeichnende Festigkeit und Kälte und – in der Regel, meine ich – auch die unverkennbaren Anlangen zu einem größeren, weiter blickenden und mehr umfassenden Verstande. Dazu war bei allen kultivierten Nationen die ganze Erziehungs- und Lebensart der beiden Geschlechter dergestalt eingerichtet, daß das Weib schwach, klein, zart, empfindlich, furchtsam, kleingeistig – der Mann hingegen stark, fest, kühn, ausdauernd, groß, hehr\* und kraftvoll an Leib und Seele würde.“

(J. H. Campe, Väterlicher Rat für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron; der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet [1789], in: S. Lange [Hg.], Ob die Weiber Menschen sind. Geschlechterdebatten um 1800, Leipzig 1992, S. 26f.)

\* hehr: erhaben

M 5 b) „Wenn auch leider manche Missbräuche und Extravaganzen mitunterlaufen, muß doch [...] dem Halten der Liebhabereithiere [Haustiere], vor allem der Hunde und der Unterhaltungs-, Sing- und Ziervögel, ein hoher sozialer Werth [...] zugeschrieben werden.“

(I. Bregenzer, Thier-Ethik. Darstellung der sittlichen und rechtlichen Beziehung zwischen Mensch und Tier, Bamberg 1894, S. 394)

M 5 c) „Der edle Mensch ist Freund, wahrer Freund der Vögel und war es von jeher [...]. Ihn ketten enge Banden an diese liebevollen Geschöpfe; es sind Bande, welche sich niemals lockern, sondern immer fester sich ziehen.“

(A. E. Brehm, Das Leben der Vögel. Dargestellt für Haus und Familie, Glogau 1861, S. 335)

M 5 d) „Die Haltung von Vögeln im Haus sollte [...] einen veredelnden Einfluß auf Menschen ausüben. [...] Denkbar ist, daß das Bild vom hübsch anzusehenden, singenden und manierlich im Käfig sitzenden Vogel den geltenden Moralkodex der Tierhalter und -halterinnen [...] widerspiegelte [...]. Das Bild von der Vogelhaltung als moralischem Vorbild für menschliches Verhalten war damals ohne weiteres für das bürgerliche Lesepublikum\* verständlich!“

(J. Buchner-Fuhs, Das Tier als Freund. Überlegungen zur Gefühlsgeschichte im 19. Jahrhundert, in: P. Münch [Hg.], Tiere und Menschen, 2. Aufl., Paderborn u.a. 1999, S. 277f.)

\* Buchner-Fuhs bezieht sich hier auf die Leser des Buches von I. Bregenzer (M 5 b).

M 5e) Weihnachtspostkarte (um 1900) (Abb.)



Fragen:

- Wie soll die menschliche Gesellschaft nach Joachim Heinrich Campe gegliedert sein?
- Welche Eigenschaften werden Vögeln zugeschrieben?
- Interpretiert die Postkarte „Fröhliche Weihnachten“: Was wird dargestellt? Was soll dem Betrachter vermittelt werden? Mit welchen Erwartungen spielt der Künstler? Warum kann dieser sicher sein, dass er bestimmten Erwartungen entspricht? Wie sind die abgebildeten Kinder dargestellt?
- Gestaltet ein kurzes Rollenspiel, in dem die vorliegenden Materialien verarbeitet werden.

### Phase 3: ‚Tierbilder‘ als Instrumentarium bürgerlicher Sozialisation und politischer Indoktrination

Am Beispiel der bürgerlichen Gesellschaft und des Rassismus zeigen die beiden folgenden Unterrichtsvorschläge, wie Tiere für die Sozialisation bzw. Manipulation und Indoktrination von Menschen dienen können. M 5 thematisiert am Beispiel der Tierfreundschaft die geschlechterspezifische Sozialisation in der bürgerlichen Gesellschaft, die bis in die Gegenwart wirksam ist. Tatsächlich hatte die Aufklärung das freundschaftliche Verhältnis zum Tier als Beweis gelungener Charakterbildung betrachtet. Damit verbunden galten die Merkmale, die bestimmten Tieren zugeschrieben wurden, als Symbol und auch als Vorbild für menschliche Geselligkeit und Sittlichkeit. Diese Funktion von Tieren lässt sich beispielhaft am Umgang mit Vögeln und den Vorstellungen, die mit diesen Tieren in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden wurden, veranschaulichen. (Buchner-Fuhs 1999:277f) Als moralisches Vorbild schienen sich etwa Vögel durch ihre „liebenswert[e] und ätherisch[e]“ Lebensweise zu eignen: „[...] sie wälzen sich nicht im Schmutz, sondern schwingen sich in die klare Luft empor, sie wühlen und grunzen nicht, sondern lassen ihren wohltonenden Gesang aus Büschen und Bäumen erschallen. Auch ihr Paarungsakt zeigt eine gewisse Verfeinerung und Mäßigung, wie man sie kaum bei Hunden und Schweinen findet, von Kaninchen ganz zu schweigen.“ (Löfgren 1986:136f.)

In einer Gesellschaft, die durch sexuelle Kompensation und Körperfeindlichkeit geprägt war (Gay 1986), erschien insbesondere der Singvogel als Ausdruck von Reinheit. Mit seinem lieblichen Gesang und seinem zarten Körperbau bot er sich daher für die rollenspezifische Sozialisation des weiblichen Geschlechts geradezu an. Im Käfig – ein nicht zu unterschätzendes Symbol für die Stel-

lung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft – hielten Singvögel daher im 19. Jahrhundert zunehmend Einzug in den bürgerlichen Haushalt. (Corbin 1992:496) Die bereits angesprochene Doppeldeutigkeit der Tierfreundschaft wird hier offensichtlich: Zum einen wurde der Singvogel zum Freund des Menschen stilisiert, zum anderen aber auch zum Einrichtungsgegenstand und somit zum Objekt degradiert.

M 6 deckt ähnliche Sozialisationsmechanismen wie das eben vorgestellte Unterrichtsbeispiel zur bürgerlichen Sozialisation auf, bezieht sich allerdings mit dem Thema „Tierzucht und Rassismus“ auf politische Indoktrination. So sieht etwa der Historiker Enrique Ucelay Da Cal die Tierzucht in enger Verbindung mit der Entwicklung des Rassismus. (Ucelay Da Cal 1992:717-725) Die Annahme einer solchen Verbindung erscheint plausibel, zumal es sich bei Tierzüchtungen gleichsam um „zufallsbedingte, sich ständig ändernde, kulturell konstruierte Kategorien“ handelt, die insbesondere seit der Entstehung der Nationalstaaten als nationale Symbole und zur Herausbildung nationaler Identitäten dienten (Skabelund 2010:59). Tieren werden demnach Eigenschaften zugeschrieben, die den Eindruck einer intensiven Beziehung zu bestimmten Regionen und Orten erwecken. Sie erscheinen gleichsam im heimatlichen Boden verwurzelt, womit die soziokulturelle Konstruktion der „Tierrasse“ in eine vermeintlich biologische Kategorie umgewandelt wird.

In Diktaturen scheinen insbesondere Hunde zur nationalen Identifikation zu dienen, „als Symbol der unterdrückenden Macht und wegen der angeblichen Reinheit seines Blutes, seiner Treue und seines Mutes“ (Skabelund 2010:60). Der sogenannte „Deutsche Schäferhund“ nimmt hier eine besondere Stelle ein. Zunächst hatte es sich dabei um eine Hundemischung gehandelt, die erhebliche Unterschiede in Körperbau und Farbe aufwies. Durch

den 1899 von Max von Stephanitz gegründeten „Verein für Deutsche Schäferhunde“ erhielt der Schäferhund allerdings den Ruf, gleichsam ein „echter Deutscher“ (Stephanitz 1923: 276) zu sein. Durch eine kodifizierte Züchtung wurde versucht, das Aussehen des Schäferhunds zu vereinheitlichen und diesen zur Herausbildung einer nationalen und „rassischen“ Identität zu instrumentalisieren. Tier- bzw. Hundezucht wurde somit bereits vor dem Nationalsozialismus mit „Rassenreinheit“ und der „Entartung“ durch „Rassenmischung“ verknüpft und diente letztlich der Erziehung zum Rassismus. So verwundert es kaum, dass der „Deutsche Schäferhund“ schließlich auch als nationalsozialistisches Symbol diente, das ähnliche Bedeutung besitzt wie das Hakenkreuz oder die schwarzen Uniformen der SS (Wippermann/Berentzen 1999:74-87).

Das nationalsozialistische Reichstierschutzgesetz von 1933 muss im Übrigen in Verbindung mit diesem Zusammenspiel von Tierzucht und Rassismus gesehen werden. Auf rechtsextremen Internetforen wie dem Wikiprojekt „Metapedia“ wird es allerdings als wegweisend präsentiert und gleichzeitig zu revisionistischen Zwecken genutzt. So würden aufgrund des im Judentum üblichen Schächtens „die Fakten nicht etwa dem Nationalsozialismus, sondern dem Judentum einen eindeutig bösartigen Charakter bescheinigen“. (<http://de.metapedia.org/wiki/Reichstierschutzgesetz>, 6. Jänner 2012) Tatsächlich verschob aber der Tierschutz im Dritten Reich die Mensch-Tier-Beziehung ganz im Sinne des Rassismus, weshalb er als Bestandteil der nationalsozialistischen Ideologie zu betrachten ist: Während Tiere wie der „Deutsche Schäferhund“ als Teil der im nationalen Boden verwurzelten völkischen Gemeinschaft galten, wurden Menschen von dieser Gemeinschaft mit rassistischen Begründungen ausgeschlossen, medizinischen Versuchen zugeführt und ermordet.

## M 6: Tierzucht und Rassismus

### M 6a) Merkmal des Rassismus

Der Rassismus ist eine Hervorbringung menschlichen Denkens, eine menschliche Konstruktion, die Gemeinschaften in Krisenzeiten angeboten wird und auf folgenden Merkmalen beruht (Liste erstellt nach: C. Geulen, *Geschichte des Rassismus*, Bonn 2007, S. 10):

Eingebildete Gemeinschaften, die sich als „Rasse“ verstehen, kämpfen um Selbstbehauptung, Geltung, Überleben und Überlegenheit.

Das Eigene wird überbetont, indem andere, Fremde (bzw. zu Fremde stigmatisierte\* Menschen), diffamiert und ausgegrenzt werden.

Kollektive Unterschiede werden hierarchisiert, indem sie in „Überlegene“ und „Minderwertige“ gegliedert werden.

Bestimmte Gemeinschaften feinden andere an, wobei diese Anfeindung zur Vertreibung und sogar zur Vernichtung von Menschen führen kann.

Zugehörigkeit wird durch die Verwirklichung angeblich „natürlicher“ Verhältnisse versprochen.

\* stigmatisieren: brandmarken

M 6b) „Der Stürmer“, eine antisemitische Wochenzeitung, erläutert die vermeintlichen Folgen, wenn „unreiner Samen“ in „heilige deutsche Mutterschöß“ gelange: „Artfremdes Eiweiß ist der Same eines Mannes anderer Rasse. Der männliche Same wird bei der Begattung ganz oder teilweise von dem weiblichen Mutterboden aufgesaugt und geht so in das Blut über. Ein einziger Beischlaf eines Juden bei einer arischen Frau genügt, um deren Blut für immer zu vergiften. Sie hat mit dem artfremden Eiweiß auch die fremde Seele in sich aufgenommen. Sie kann nie mehr, auch wenn sie einen arischen Mann heiratet, rein arische Kinder bekommen, nur Bastarde [...].“

(Der Stürmer, zit. in: M. Schmidt/G. Dietz (Hg.): *Frauen unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation*, München 1985, S. 88, 90).

M 6c) Der deutsche Biologe Erwin Baur begrüßte 1934 das nationalsozialistische Sterilisierungsgesetz\*: „Jeder Landwirt weiß, dass seine Zucht hoffnungslos entarten würde, wenn er die besten Exemplare seiner Haustiere schlachten würde, ohne sie sich fortpflanzen zu lassen, und er statt dessen weiterhin minderwertige Tiere züchten würde. Diesen Fehler, den kein Bauer bei seinen Tieren und Kulturpflanzen begehen würde, lassen wir in unserer Mitte in einem großen Ausmaß zu. Zur Erhaltung unserer heutigen Menschheit müssen wir darauf achten, dass diese minderwertigen Völker sich nicht vermehren.“ (Erwin Baur [1934], zit. bei: Z. Bauman, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 1992, S. 44)

\* Dieses Gesetz sah die zwangsweise Unfruchtbarmachung von behinderten Menschen vor, wobei darin ein Merkmalkatalog enthalten war, der so genannte „Erbkrankheiten“ definierte.

M 6d) „Wie [...] Vermischung mit einer artfremden Rasse [...] ein körperlich, geistig und sittlich hochstehendes Volk zugrunde richten kann, lehrt die Geschichte immer wieder von neuem [...]. Lassen wenigstens wir Tierzüchter uns daraus eine Lehre ziehen.“

(M. v. Stephanitz, *Der deutsche Schäferhund in Wort und Bild*, 7. Auflage, Jena 1923, S. 48f.)

M 6e) „Wir können unsere Schäferhundzucht recht wohl mit der menschlichen Gesellschaft vergleichen [...]. Bei der Menschenzucht achten wir leider viel zu wenig oder gar nicht auf all die Dinge, die von Einfluß auf das Erzeugen guter, gesunder und brauchbarer Nachkommenschaft sind [...].“

(Stephanitz, *Der deutsche Schäferhund*, S. 397)

M 6f) „Welchen Geschlechts der ihm gegenüber tretende Mensch, erkennt, richtiger erriecht der Hund sofort und richtet sein Benehmen danach. Dem Mann als Herrn unterwirft auch der Rüde sich ganz: der Frau gegenüber weiß er doch in manchem seinen Willen durchzusetzen.“

(Staphanitz, *Der deutsche Schäferhund*, S. 69)

M 6g) „Wie andere Hundzüchtungen ist auch der ‚Deutsche‘ Schäferhund eine relativ junge Schöpfung. Vor dem 20. Jahrhundert fanden sich in Mittel- und Nordeuropa verschiedene Arten von Gebrauchshunden. Die vielfältige Mischung wurde zusammengefasst unter dem allgemeinen Begriff „Hütehunde“, „Hirtenhunde“ oder sonstigen Namen; die Tiere waren aber zunächst nicht als entwickelte Züchtung klassifiziert und zeigten erhebliche Unterschiede in Körperbau und Farbe. Wie auch anderswo entwickelte sich die Neubewertung von lokalen Hunden und ihre Gleichsetzung mit dem Nationalstaat aus dem [...] Aufblühen des Nationalismus.“

(A. Skabelund, *Rassismus züchten. Schäferhunde im Dienst der Gewaltherrschaft*, in: D. Brant/C. Mauch (Hg.): *Tierische Geschichte*, Paderborn u.a. 2010, S. 63f.)

### Fragen:

- Begründen Sie, warum das „Stürmer“- und das Baur-Zitat (M 6 b und M 6 c) als rassistisch zu bewerten sind. Beziehen Sie sich dabei auf die Merkmale des Rassismus (M 6 a).
- Welche Verbindung lässt sich zwischen Tierzucht und Rassismus erkennen? Wie ist in diesem Zusammenhang der Begriff „Tierrasse“ zu bewerten?
- Welche Bedeutung hatte der Deutsche Schäferhund seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und im Nationalsozialismus?

Die Materialien M 5 und 6 werden getrennt in Gruppen bearbeitet und die Ergebnisse schließlich in unterschiedlicher Form vorgestellt. So verarbeiten die Gruppen, die sich mit M 6 beschäftigt haben, die Erkenntnisse aus der Text- und Bildanalyse in einem *offenen Rollenspiel*. Das Thema ist zwar vorgegeben, die SchülerInnen entwickeln aber innerhalb dieses Rahmens die Spielhandlung und die Rollen eigenständig. Im Klassenplenum wird das Rollenspiel abschließend besprochen: Was haben die Zuschauer und Zuschauerinnen mit Hilfe des Rollenspiels herausgefunden? War dies auch die Intention der Gruppe, die das Rollenspiel gestaltet hat bzw. was wollte sie damit ausdrücken?

Die Ergebnisse der Gruppenarbeit zum Thema „Tierzucht und Rassismus“ können im Klassenplenum in Form traditioneller Plakatarbeit präsentiert werden. Als innovative Methode bietet sich aber auch der Einsatz eines Malbuchbildes (M 7) an, das nach einer Fotografie aus dem Album des SS-Obersturmführers Karl Höcker (Wigrefe 2007:60f) vom Autor dieses Beitrags angefertigt wurde. Das Album zeigt Aufnahmen aus Höckers Zeit im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, darunter auch Fotos, auf denen er mit einem Schäferhund spielt. Die Idee, Malbuchvorlagen zur Thematisierung und Aufarbeitung des Nationalsozialismus einzusetzen, stammt vom Künstler Ram Katzir, der für

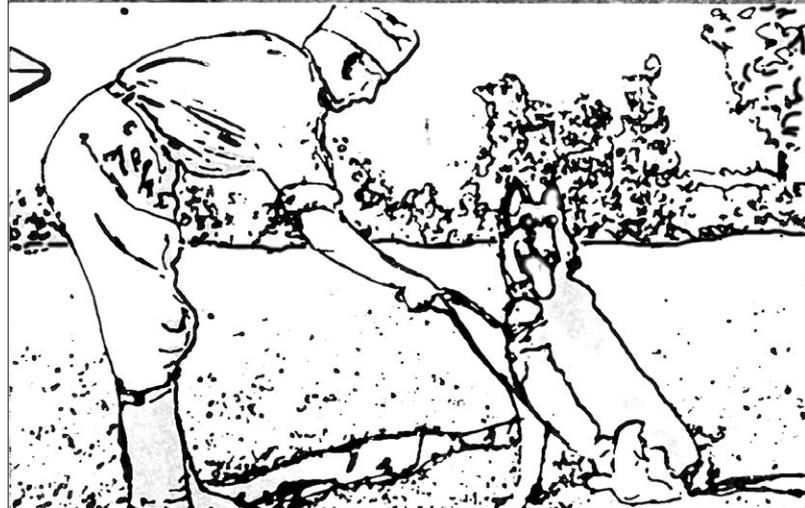
eine Kunstinstallation nationalsozialistische Propagandafotografien zu solchen Bildern umgestaltet hat. (Katzir 1998:67) Sie konnten von den Besuchern der Installation ausgemalt werden, wobei unterschiedliche Assoziationen und Konnotationen bzw. individuelle Konzepte, die vom Nationalsozialismus existieren, deutlich wurden.

Malbuchbilder scheinen daher auch für den Unterricht durchaus geeignet (Völkel 2008:126-133), indem die SchülerInnen versuchen, die Ergebnisse der Gruppenarbeit malerisch umzusetzen. Diese Übersetzung in ein „Kunstwerk“ fördert in hohem Maße die Reflexions- und Abstraktionsfähigkeit, verknüpft die Objekt- und Subjektebene miteinander.

### M 7: „Tierliebe“

*M 7a) Der SS-Obersturmführer Karl Höcker spielt mit seinem Schäferhund „Favorit“*  
(Unitet States Holocaust Memorial Museum)

*M 7b) Malbuchvorlage „Ein SS-Obersturmführer spielt mit seinem Hund“*  
(vom Autor erstellt auf Basis des abgebildeten Fotos)



Das Foto ist in einer Fotosammlung von Karl Höcker enthalten, die aus seiner Zeit im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau stammt. Das Album zeigt die Angehörigen des Lagerpersonals unter anderem bei Freizeitaktivitäten und enthält die einzig bekannten Aufnahmen von Josef Mengele als dortiger Lagerarzt.  
Bildquelle: SS officer Karl Hoecker shakes hands with his dog Favorit. [Photograph #34747B] <http://digitalassets.ushmm.org/photoarchives/detail.aspx?id=1166322&search=Karl+Hoecker&index=7> (Zugriff 12.1.2011)

der und garantiert damit die kognitive Verankerung der Ergebnisse. Das Malbuchbild kann im Übrigen auch in ein großes Bild, etwa in eine Collage, eingebettet bzw. ergänzt werden. Die fertigen Bilder werden schließlich im Klassenplenum präsentiert. Zum einen versuchen die Mitschüler und -schülerinnen die Werke zu interpretieren, jene Gruppen, die selbst ein Bild gestaltet haben, vergleichen ihre eigenen Bilder mit den anderen. Schließlich informieren die „Künstler“ die anderen SchülerInnen über die hinter dem Bild stehenden Überlegungen und diskutieren mit der übrigen Klasse über deren künstlerische Umsetzung.

#### **Phase 4: Verallgemeinerung des Themas und Erweiterung der individuellen Konzepte**

Das Unterrichtsthema „Tierbilder“ soll letztlich exemplarisch den Einfluss von Sozialisation auf das individuelle und kollektive Verständnis gesellschaftlicher Phänomene zu bestimmten Zeiten beleuchten und bewusst machen. Zunächst wird dabei an die erste Phase angeknüpft, indem die SchülerInnen die eigenen „Tierbilder“ reflektieren und hinterfragen. Unter anderem kann auf die mediale Vermittlung von „Tierbildern“ Bezug genommen werden: Seit dem 19. Jahrhundert wird etwa in der Literatur, insbesondere in der Kinderliteratur, das freundschaftliche Mensch-Tier-Verhältnis hervorgehoben – auf Marie von Ebner-Eschenbachs „Krambambuli“ (1883) sei hier nur beispielhaft verwiesen. Ebenso erhalten Tiere in Filmen geradezu menschlichen Charakter: In den 1960er Jahren wurde etwa mit TV-Serien über den Delphin „Flipper“ (USA 1964–1967) oder das Buschkänguru „Skippy“ (AUS 1966–1968) das Tier sowohl zum schützenswerten Freund als auch zum Beschützer stilisiert. In jüngster Zeit sind es Spielfilme wie „Free Willy“ (USA 1993, Regie: Simon Wincer), die zum Wandel der

Tierwahrnehmung beitragen. So erscheint der Wal in Herman Melvilles Roman „Moby Dick“ (1851) und auch im gleichnamigen Film (USA 1954, Regie: John Huston) als zwar fühlende, aber furchterregende Kreatur, während er sich in „Free Willy“ zum schützenswerten, dem Menschen verwandten Wesen verwandelt. (Pandel 1998:12)

In einem weiteren Schritt sollte schließlich eine allgemeine, über dem Unterrichtsthema stehende Ebene erreicht werden. Mit Hilfe eines „*Meinungsblattes*“ (Wenzel 2011:168-175) überlegen daher die SchülerInnen, in welchen anderen gesellschaftlichen Bereichen die eigenen Vorstellungen und Meinungen gleichsam vom „Zeitgeist“ beeinflusst werden. Dazu werden mehrere Gruppen mit mindestens vier Personen gebildet, die in der Mitte eines Packpapiers oder eines Flipchartbogens ein leeres Quadrat zeichnen, um das dann – je nach Anzahl der Gruppenmitglieder – mehrere Felder gruppiert werden. Nun entwickelt jedes Gruppenmitglied in Stillarbeit seine eigenen Antworten und schreibt diese in eines der Felder, die um das Quadrat angeordnet sind. Im Anschluss daran rotiert das Meinungsblatt auf dem Tisch, die unterschiedlichen Einträge werden von allen Gruppenmitgliedern gelesen, in der Gruppe diskutiert und im Quadrat in der Mitte des Meinungsblattes zusammengefasst. Im Fall von unüberbrückbaren Meinungsunterschieden sind diese ebenfalls pointiert im Quadrat zu vermerken. Die Meinungsblätter werden schließlich in der Klasse ausgestellt, miteinander verglichen und diskutiert.

Die Sensibilisierung für Sozialisation dient als Ausgangsbasis für die Entwicklung individueller Autonomie im Sinne von „Mündigkeit“. Dazu ist es aber auch notwendig zu überlegen, auf welche Weise der Fremdbestimmung zumindest partiell entkommen werden kann. Dazu eignet sich etwa die Methode des „Kopfstandes“ (Wenzel 2011:152-156): Die Schüler und Schülerinnen bewegen sich gleichsam in einer „verkehrten Welt“ und sammeln in Kleingruppen Ideen, wie sie sich am besten manipulieren und indoktrinieren lassen könnten. Die Ergebnisse werden im Plenum vorgestellt und als Ausgangspunkt genommen, um mögliche Lösungen zur Befreiung aus gesellschaftlicher Beeinflussung zu finden. Solche Lösungen können selbstverständlich auch analog zur „verkehrten Welt“ bereits in der jeweiligen Gruppe gesucht und ebenfalls im Plenum vorgestellt werden.

Das zunächst als eher „exotisch“ erscheinende Thema „Tierbilder“ lässt sich folglich nicht nur in einzelne Themenbereiche einordnen, die implizit im Lehrplan aufgelistet sind. Vielmehr wird es in die Lebenswelt der SchülerInnen eingebettet, womit sich der Geschichtsunterricht vom reinen Lernfach entfernt. Seine Existenz muss nicht mehr mit dem recht inhaltslosen Schlagwort der „Allgemeinbildung“ begründet werden, sondern ergibt sich vielmehr aus seinem Gegenwarts- und Zukunftsbezug. In diesem Sinn umfasst er sowohl soziales als auch politisches Lernen und bietet eine Grundlage für die Lebens- und Existenzbewältigung.

## **LITERATUR**

**AUTORENGRUPPE FACHDIDAKTIK (2011) (Hg.): Konzepte der politischen Bildung. Eine Streitschrift. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, 1141, Schwalbach/Ts. 2011.**

**W. WIPPERMANN/D. BERENTZ, Die Deutschen und ihre Hunde: Ein Sonderweg der Mentalitätsgeschichte? Berlin 1999.**

- 
- J. BUCHER-FUHS, Das Tier als Freund. Überlegungen zur Gefühlsgeschichte im 19. Jahrhundert, in: P. MÜNCH (Hg.): Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses, 2., unveränderte Auflage. Paderborn/München/Wien/Zürich 1999, S. 273-294.
- P. GAY, Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. München 1986.
- Th. HELLMUTH, Das „selbstreflexive Ich“. Politische Bildung und kognitive Struktur, in: Ders. (Hg.): Das „selbstreflexive Ich“. Beiträge zur Theorie und Praxis politischer Bildung. Innsbruck/Wien/Bozen 2009.
- T. HELLMUTH/C. KLEPP, Politische Bildung. Geschichte – Modelle – Praxisbeispiele. Wien/Köln/Weimar 2010.
- S. JÄGER, Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Duisburg 21999.
- R. KATZIR, Your Coloring Book – a wandering installation, Amsterdam 1998.
- R. KRAMMER, Kompetenzen durch Politische Bildung. Ein Kompetenz-Strukturmodell, in: Informationen zur Politischen Bildung, 29/2008, S. 5-14.
- O. LÖVGREN, Natur, Tiere und Moral. Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung, in: U. JEGGLE u.a. (Hg.), Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek b. Hamburg 1986, S. 122-144.
- H. MEYER, Der Mensch und das Tier. Anthropologische und kultursoziologische Aspekte. Gräfelfing vor München 1975.
- H. MEYER, 19./20. Jahrhundert, in: P. DINZELBACHER (Hg.): Mensch und Tier in der Geschichte Europas. Stuttgart 2000, S. 404-568.
- K.-L. NEUMANN, Angel Heart, in: Th. KOEBNER (Hg.): Filmklassiker, Bd. 4, 4., durchgesehene und erweiterte Auflage. Stuttgart 2002, S. 242-244.
- H.-J. PANDEL, Tiere in der Geschichte, in: Geschichte lernen, 11/64-1998, S. 7-14.
- S. PEARSON/M. WEISMANTEL, Gibt es das Tier? Sozialtheoretische Reflexionen, in: D. BRANTZ/C. MAUCH (Hg.): Tierische Geschichte. Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne. Paderborn/München/Wien/Zürich 2010, S. 379-399.
- H.-D. SCHMID, Verfahrensweisen im Geschichtsunterricht, in: Geschichtsunterricht. Inhalte und Ziele. Arbeitsergebnisse zweier Kommissionen. Stuttgart 1974, S. 53-64 (Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Beiheft).
- W. SCHREIBER/A. KÖRBER/B. V. BORRIES u.a., Historisches Denken. Ein Kompetenz-Strukturmodell (Basisbeitrag), in: A. KÖRBER/W. SCHREIBER/A. SCHÖNER: Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell als Beitrag zur Kompetenzorientierung in der Geschichtsdidaktik. Neuried 2007, S. 27-29.
- A. SKABELUND, Rassismus züchten. Schäferhunde im Dienste der Gewaltherrschaft, in: D. BRANTZ/C. MAUCH (Hg.): Tierische Geschichte. Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne. Paderborn/München/Wien/Zürich 2010, S. 58-78.
- M.V. STEPHANITZ, Der deutsche Schäferhund in Wort und Bild, Jena 1923.
- E. UCELAY DA CAL, The Influence of Animal Breeding on Political Racism, in: History of European Ideas, 15/4-6 (1992), S. 717-725.
- B. VÖLKEL, Handlungsorientierung im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 22008.
- B. WENZEL, Kreative und innovative Methoden. Geschichtsunterricht einmal anders, Schwalbach/Ts. 22011.
- K. WIGREFE, Schöne Tage in Auschwitz, in: Der Spiegel, 39 (2007), S. 60f. (auch im Internet abrufbar: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-53060223.html>, 11. Jänner 2012)
-

# Edition Weltregionen

## Band 19: Afrika 1500–1900

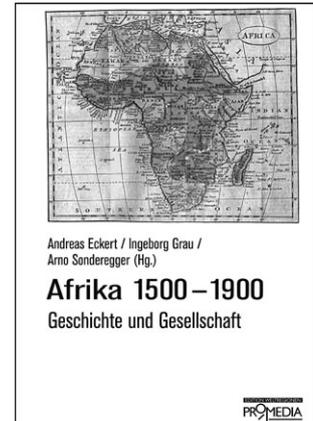
### Geschichte und Gesellschaft

Andreas Eckert / Ingeborg Grau / Arno Sonderegger (Hg.)

ISBN: 978-3-85371-303-7, Promedia-Verlag

#### Inhalt

Arno SONDEREGGER – Ingeborg GRAU – Andreas ECKERT: Einleitung: Afrika 1500–1900 | Walter SCHICHO: Das Atlantische Zeitalter. Afrikas Einbindung in eine neue Weltwirtschaft | Ingeborg GRAU: Gesellschaften und Politik in Afrika südlich der Sahara | Andreas ECKERT: Transatlantischer Sklavenhandel und Sklaverei in Westafrika | Gwyn CAMPBELL: Sklaverei und andere Formen unfreier Arbeit in der Welt des Indischen Ozeans | Susann BALLER: Urbanes Afrika – afrikanische Stadtgeschichte von 1500 bis 1900 | Roman LOIMEIER: Religiöse Gelehrte an der Macht. Die Dschihad-Bewegungen in Westafrika von 1673–1903 | Michael ZACH: Prozesse der »Modernisierung« von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Nordafrika | Clemens GÜTL: Afrikanische Gesellschaften und europäische Missionen. Zur Bewertung ihrer Interaktionen an Beispielen aus dem südlichen Afrika (19. Jahrhundert) | Silke STRICKRODT: »Afro-Brasilianer« an der westlichen Sklavenküste im 19. Jahrhundert | Arno SONDEREGGER: Abolitionismus in Afrika. Zwischen Rassismus und Zivilisierungsmission



## Band 21: Afrika im 20. Jahrhundert

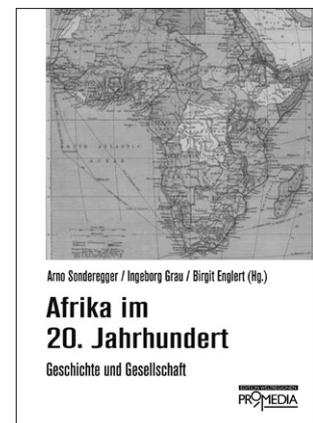
### Geschichte und Gesellschaft

Arno Sonderegger / Ingeborg Grau / Birgit Englert (Hg.)

ISBN: 978-3-85371-338-9, Promedia-Verlag

#### Inhalt

Arno SONDEREGGER – Ingeborg GRAU – Birgit ENGLERT: Einleitung: Afrika im 20. Jahrhundert | Henning MELBER: Koloniale Grenzziehungen und afrikanischer (National-)Staat | Andreas ECKERT: Nation, Staat und Ethnizität in Afrika im 20. Jahrhundert | Walter SCHICHO: Von der »zivilisatorischen Mission« zur »Partnerschaft«. Koloniale und globale Metropolen und die wirtschaftliche Kontrolle Afrikas | Thomas SPIELBÜCHLER: Afrikanische Integration | Arno SONDEREGGER: Der Panafricanismus im 20. Jahrhundert | Hansjörg DILGER: Macht, Pluralität und soziale Beziehungen. Gesundheit und Heilung im Afrika des 20. Jahrhunderts | Roman LOIMEIER: Muslime in Afrika im 20. Jahrhundert | Ingeborg GRAU: Religion und Politik in Nigeria. Christentum und Islam im langen 20. Jahrhundert | Birgit ENGLERT: Die junge Generation als politischer Akteur im Afrika des 20. Jahrhunderts | Susann BALLER: Urbanisierung und Migration in Afrika | Henning MELBER: Die Grenzen der Emanzipation im südlichen Afrika. Befreiungsbewegungen an der Macht | Arno SONDEREGGER: Nachbetrachtung zur Kolonialgeschichte und Historiographie Afrikas: Periodisierung der Geschichte Afrikas im 20. Jahrhundert



#### Bestellungen:

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien,  
Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien; Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413  
E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at; <http://vgs.univie.ac.at>

# Austriaca

## Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde

---

### Vom Paradies zum Krisenkontinent Afrika, Österreich und Europa in der Neuzeit

Walter Sauer (Hg.)

ISBN: 978-3-7003-1762-3, Braumüller

#### Inhalt

**Händler, Siedler, Diplomaten. Europas politischer Umgang mit Afrika in der Neuzeit**

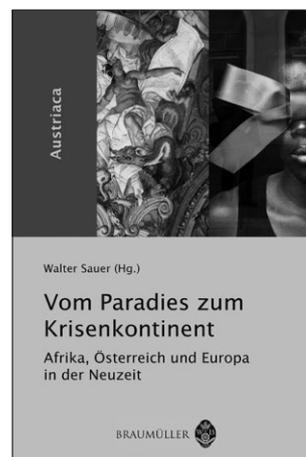
Amadou Lamine Sarr: Sklaverei und Sklavenhandel aus afrikanischer Sicht | Birgit Englert: Zwischen Rhodes und Mandela. Imperialismus, Siedlerkolonialismus und Widerstand im Südlichen Afrika | Christopher Walsch: Frankreichs Westafrikapolitik im Zeitalter der Dekolonisation | Kunibert Raffer: Die EU und Afrika – eine wirtschaftliche Beziehungsgeschichte

**Kunst, Film und Zirkus. Fallstudien zur Wahrnehmung Afrikas**

Walter Sauer: Afrikaklischees in der österreichischen Kunst im Zeitalter des Imperialismus | Sabine Grabner: Vom exotischen Motiv zur Orientmode. Die Rezeption des Fremden in der österreichischen Malerei des 19. Jahrhunderts | Werner Michael Schwarz: „Aschantifieber“ in Wien. Dramaturgie und Politik eines großstädtischen (Medien-)Spektakels um 1900 | Vida Bakondy/Renée Winter: „Omaru – eine afrikanische Liebesgeschichte“ revisited. Historische Spuren in Österreich und Kamerun

**Zwischen Bildungshunger und Asylantrag. Afrikaner/innen in Österreich heute**

Clément Mutombo: Die afrikanische Identität in der österreichischen Gesellschaft | Herbert Langthaler: Österreichische Asylpolitik im EU-Kontext



### Korruption in Österreich Historische Streiflichter

Ernst Bruckmüller (Hg.)

ISBN: 978-3-7003-1773-9, Braumüller

#### Inhalt

Ernst Bruckmüller: Korruption – eine Konstante in der Geschichte? | Edith Specht: Korruption im Altertum | Hansdieter Körbl: Korruption im 17. Jahrhundert. Ursachen und Erscheinungsformen | Lothar Höbelt: Gründerzeit und Börsenschwindel. Politik und Wirtschaft in der liberalen Ära | Peter Melichar: Verteilungskämpfe. Bemerkungen zur Korruption im Österreich der Zwischenkriegszeit | Hubert Sickinger: Politische Korruption und der Wandel der Rahmenbedingungen für politische Skandale in der Zweiten Republik | Julia Kopetzky: Die Affäre Krauland – oder: Die Aufteilung der Republik | Werner Bening: Korruption in der Zweiten Republik. Einige Fälle und deren mediale Aufarbeitung | Sebastian Lesigang: Das neue Korruptionsstrafrecht in der Fassung Korruptionsstrafrechtsänderungs-Gesetz 2009 aus der Sicht des Praktikers



---

#### Bestellungen:

Institut für Österreichkunde, Hanuschgasse 3/Stiege 1/Fach 5, A-1010 Wien;

Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413

E-mail: ioek.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at

# Historische Sozialkunde

## Sondernummern / Special Issues

### Sondernummern in englischer Sprache

Diese Hefte sind vor allem für den Einsatz im fächerübergreifenden Unterricht gedacht; bei der Erstellung wurde auf gute Strukturierung und Lesbarkeit sowie auf die Einbeziehung von Quellentexten und Bildquellen Wert gelegt.

**1998:** The Islamic World and Europe during the Age of Crusades

**1999:** The Balkans. Traditional Patterns of Life

**2000:** Transitional Russia from a Historical and Didactic Perspective

**2001:** Teaching the Holocaust and National Socialism. Approaches and Suggestions

**2002:** International Migration. Problems – Prospects – Policies

**2003:** Human Rights in a Global Context. Theoretical Reflections and Case Studies



alle sechs Hefte im Paket um € 10,- (zuzüglich Versandkosten)

### Bestellungen

VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien  
 Tel.: ++43/1/4277/41330, Fax ++43/1/4277-9413  
 e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at  
 homepage: <http://vgs.univie.ac.at>